Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Nr. 31 **Marburg i. H., den 1. August** **1912**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Gedichte von Wilhelmine Funke — Nithack-Stahns Christusdrama -- Thomas Carlyle und seine Frau. Ein Eheproblem. Erstes Stück — Priester und Propheten — Der Kampf um den Religionsunterricht im Königreich Sachsen. 5. Synode und Kirchenregiment — Ein Schlußwort zum jüngsten Apostolikumsstreit — Verschiedenes: Laotse Taoteking, Buch des Alten (Wilhelm); Liä Dsi, Buch vom quellenden Urgrund (Wilhelm); Chinesische Geister- und Liebesgeschichten (Buber); Der Buddhismus als indische Sekte, als Weltreligion (Lehmann); Textbuch zur Religionsgeschichte (Lehmann); Kompendium der Kirchengeschichte (Heussi); Das älteste germanische Christentum oder der sogenannte Arianismus der Germanen (v Schubert); Die Deutschen (Müller v d Bruck); Wilhelm Baur, Lebenserinnerungen (Esselborn); Emil Herrmann und die preußische Kirchenverfassung (v Kirchenheim); Das kirchliche Finanzwesen in Deutschland (Fellmeth); Das preußische Feuerbestattungsrecht (Schultz); Kirchliches Handbuch für die evangelische Gemeinde (Priebe); Die Wunder des rechten Denkens (Marden); Selbstsucht und Selbstzucht (Marden); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Eine Kette

Eine Kette biegt sich um ein Rad —
Rastlos Glied an Glied. Sie treibt das Leben
Vorwärts durch den weiten Weltenraum
Rasselnd, ächzend, immer, früh und spat.
Niemand, der je Ruhe ihr gegeben,
Niemand, der vor ihrem Werk uns rette,
Als ein ferner, kaum erkannter Traum —
Eine Kette rasselt, eine Kette.

Das Leben

All deine Kraft, o Mensch, ist Wahn.
Du gehst von Lebensnot gebückt.
Hast eine Blume du gepflückt,
So hast du viel getan.

Hast du im Spiegel deiner Welt
Nur einmal Gottes Bild erfaßt,
Vor ihm vergessen deiner Last —
Dein Acker ist bestellt.

Warum um Endliches sich mühn?
Ein Blatt schwimmt einen See entlang,
Ein Morgen ist, ein Grillensang,
Und sommerliches Blühn.

Und endlich ist ein heller Schein,
Und eine Welle kommt und steigt.
Das Blättlein schwankt, vom Strom erreicht —
Aufschreckend schläfst du ein.

Vertrauen

Schmerz, Not und Todesschrecken,
Ihr habt mein nicht Gewalt.
Ihr seid nur Schattenrecken
Der hehren Gottgestalt.

Ihr gebt mir das Bewegen:
Im Schatten kämpft sichs gut!
Ich weiß, daß Gottes Segen
Auf meinem Scheitel ruht.

Aufwärts

Ich steige auf zu lichter Höhe
Ganz langsam, ohne alle Hast
Und ohne Rast.

Wie ich den Himmel nahe sehe,
Dahin ich gehe,
Sinkt lautlos Last hinab um Last.

Bevor ichs gedacht
Wird totstille Nacht.

Ob sie Ruhe uns gibt, ob erneuerndes Werden?
Wer sagt es mir, wer der horchenden Erden?

Traum

Durch meinen Schlummer geht d[illegible]eben schwer.
Das Leben, das am Tag ich abg[illegible]en,
Zerrt lachend, was mir heilig w[illegible]d hehr,
Wild durcheinander. Und wie [illegible]ge Riesen
Stehen kleine Leiden auf und q[illegible] bang
Die Seele, die doch bergwärts [illegible]n wollte.
Zu wirrer Bilder hastig tollem [illegible],
Vereint sich, was wie Firnen leu[illegible]en sollte.
Dann ruft der Morgen höhnend: Sieh genau
Die winzigen Dinge, die dein Dasein binden,
Die einer Schlange gleich die Feierschau
Der unbefreiten Seele stet durchwinden!

In Not und Glück

Der Sturmwind grollte, und das Meer ging hohl,
Mein Nachen zitterte durch weiße Kämme;
Ein Ruck noch — es zerschellte am Gedämme
Der Felsen seine letzte Planke wohl.
Doch tapfer hab ich festen Kurs gehalten —
Da galts kein Händefalten!

Die Sonne leuchtet und der Himmel lacht,
Und Blumen mich mit Düften überschütten,
Ein zärtlich Brunnenlied umrauscht mich sacht,
Wo ichs ersehnte, ragen meine Hütten:
Da, wie von selbst, sich meine Hände falten —
Mög Gott mich halten!

Wilhelmine Funke

Nithack-Stahns Christusdrama

Daß die dramatische Bearbeitung eines religiösen Stoffes ein besonderes Wagnis bleibt, inhaltlich wie künstlerisch, das ist wohl nicht zu bezweifeln. Ebenso, daß dieses Wagnis seinen Höhepunkt erreicht, wenn es sich um den religiösen Stoff evangelischen Christentums, um Jesus Christus handelt. Walter Nithack-Stahn, als Dichter, der sich um religiöse Stoffe bemüht, wohlbekannt, hat sich jetzt an diese höchste Aufgabe herangewagt.

In einem kurzen Vorspiel verteidigt der Dichter sein keckes Unterfangen gegen den eifernden Propheten, der eben das heilige Spiel als einen Frevel angreift. Mit angstvoller Sehnsucht wartet die Menschheit, als vox humana in Frauengestalt dargestellt, auf die Vorführung des größten Dramas der Weltgeschichte.

Die erste Handlung führt auf den Tempelplatz zu Jerusalem in das geräuschvolle Treiben der Vorbereitung zum Passahfest. Das zusammengeströmte Volk, die gesetzesstrengen Pharisäer, Proselyten, die römischen Herren des Landes, die Priesterschaft — alles das zieht in buntem Bilde an uns vorüber.

Den Trubel übertönt der Heilruf der Galiläer: Jesus zieht ein in die heilige Stadt, der erkorene Messias Gottes, und in Vollmacht seiner Sendung reinigt er den Tempel von dem gottlosen Treiben der Händler. Die Katastrophe bereitet sich vor: Judas sieht in Jesu Tun den Anfang zur Errichtung des irdischen Gottesreichs und will ihn auf dieser Bahn vorwärts treiben. Die Gegenspieler, Pharisäer und Schriftgelehrte, setzen ein mit ihren Versuchen, Jesus in der Rede zu fangen, um Obrigkeit und Volk gegen ihn aufzuhetzen. Mit schneidender Schärfe wendet er sich gegen die falschen Gottesverehrer, mit sanften Trostesworten ruft er die Mühseligen und Beladenen zu sich.

Von Jerusalem geht er nach Bethanien. Noch bleibt das Volk beieinander und redet von ihm, die Verschwörer aber versuchen, Judas als Helfershelfer zu gewinnen.

Die zweite Handlung zeigt Jesus im Kreise der Seinen. Er spricht mit ihnen vom Reiche Gottes, segnet die Kinder, läßt sich von der Sünderin salben und klagt über Jerusalem. Judas versucht nochmals, ihn zur Gewalttat zu überreden und verläßt ihn, da er sich betrogen wähnt, um zu den Feinden überzugehen. Jesus bleibt allein, seine Mutter und Geschwister kommen, um ihn zurückzuhalten — er überwindet die Versuchung.

Die dritte Handlung wird von der Abendmahlsszene begonnen. Nach einer Verwandlung folgt der Kampf in Gethsemane und die Gefangennahme. Judas aber, als er gesehen, was er getan, geht hin und erhängt sich.

In der vierten Handlung werden wir in den Palast des Hohenpriesters geführt. Nach der Verleugnung des Petrus beginnt die Sitzung des Synedriums — Jesus wird verurteilt.

Auf der Burg Antonia sehen wir Pilatus und Petronius im Beginn der fünften Handlung im Gespräch. Jesus wird zur Aburteilung vorgeführt. Pilatus sucht ihn vor dem fanatischen Volk zu retten — vergebens, der Ruf „Ans Kreuz" übertönt alle anderen Ueberlegungen und Wünsche.

Die sechste Handlung beschließt das ganze Drama mit den zwei Szenen der Kreuzigung und Grablegung.

Es ist deutlich, daß der Dichter sich seine Anregungen von den alten Passionsspielen hat geben lassen. Und gerade durch einen Vergleich mit diesen wird man am besten seine Schöpfung werten können. Dort das Volksdrama, auf einer naiven Kulturstufe und vor freudig bewegten Leuten des Volks ohne viele Reflexion unter dem Ergriffensein von dem erhabenen Gegenstande gespielt — hier das Kunstdrama vor einer Zeit und einer Ausgestaltung des Christentums, für das die unmittelbare Naivität des katholischen Mittelalters keineswegs mehr charakteristisch ist. Der norddeutsche Protestant wird in Oberammergau ergriffen von dem Spiele, wenn er imstande ist, nur den Gegenstand zu sehen und sich in das naive Empfinden der katholischen Dorfleute zu versetzen — sonst nicht. Für das Kunstdrama aber fällt diese Art der Wirkung fort. Hat nun Nithack-Stahn den größten Gegenstand der Menschheit in seinem Kunstdrama wirklich bewältigt? Daß er über eine glänzende Sprache verfügt, wissen wir seit langem. So ist die äußere Form des Dramas im allgemeinen zweifellos wohl gelungen. Ein Aber ist freilich dabei: die klassischen Worte des Evangeliums, vor allem die Worte Jesu sind in Verse gebracht. Wir sind nun einmal an die monumentalen Prosasätze der Lutherischen Uebersetzung gewöhnt (sogar die Oberammergauer haben sich dieser an vielen Stellen angenähert), und solche Kernworte büßen auf jeden Fall, auch in der vollendetsten Versifikation, durch Umdichtung ihre unmittelbare Kraft ein. Es würde sich demnach empfohlen haben, diese Felsblöcke im Flusse des Dialoges unbearbeitet stehen zu lassen, etwa wie Shakespeare auch Prosasätze in die Verse einstreut.

Ueber die Grundlinie des dramatischen Aufbaus zu sprechen, erübrigt sich; sie ist durch den gegebenen Stoff vorgezeichnet. Sehr geschickt ist die Einteilung und Gruppierung in einzelne Handlungen. Und besonders fein weiß der Dichter die verschiedenen Gespräche Jesu mit den Situationen zu verknüpfen, so wenn er Jesus den Kindern das Gleichnis vom verlorenen Schaf erzählen läßt. Die Zeichnung der Charaktere ist gut und plastisch, Freunde wie Gegner Jesu sind durchweg Typen und scharf umrissen. Die Judasfigur Stahns ist so ja traditionell geworden. Ich habe mich nie zu dieser Betrachtungsweise bekehren können, glaube auch, daß niemals im Rahmen der evangelischen Erzählung eine Jedem einleuchtende Judasgestalt geschaffen werden kann. Trotzdem muß zugestanden werden, daß auch hier dem Verfasser die Charakterzeichnung wohl gelungen ist.

Und nun das Hauptproblem: die Gestalt Jesu. Daß Jesus kein tragischer Charakter nach Art der klassischen Dramatik ist, darüber besteht kein Zweifel. Wir legen auch heut nicht mehr die strengen Maßstäbe der Klassiker an, und so wäre er als Hauptfigur einer Tragödie wohl denkbar. Aber man muß weitergehen: er ist überhaupt kein „Charakter", im Sinne dramatischer Dichtkunst. Die große Schwierigkeit, die sich sofort erhebt, sobald eine bekannte historische Persönlichkeit zum Helden eines Dramas genommen wird, potenziert sich der Person Jesu gegenüber, wo sich neben den allgemein historischen auch sofort die religiösen Probleme zeigen. Es ist doch sicher kein Zufall, daß die großen Dramatiker unseres Volkes nicht Luther oder den großen Friedrich zum Helden gewählt haben. Wir wissen alle von Jesus zuviel, jeder denkende Leser und Hörer bringt ein Bild von ihm mit, und über diesem Bilde hat er überdies noch eine persönliche Beziehung, auch wenn sie zweifelnd oder negativ ist. Auf der andern Seite wissen wir zu wenig über Jesus, sodaß kein Dichter auf Grund der vorhandenen Berichte ein absolut eindeutiges, zwingendes Charakterbild von ihm schaffen kann, in dem alle ihren Jesus Christus wieder erkennen müßten. Der Dichter sieht sich also vor diesem Dilemma: entweder er verzichtet darauf, eine einheitliche Gestalt Jesu von Nazareth neu zu schaffen, er stellt nur seine überlieferten Worte und Taten zusammen und beleuchtet diese durch Begebenheiten, Situationen, Charaktere. Dann wird er das historische und vor allem das religiöse Empfinden der Hörer nicht verletzen, man wird den monumentalen Eindruck des Stoffes haben, aber freilich, das einheitliche Kunstdrama, die ursprüngliche dichterische Schöpfung, zerbricht dabei. Oder aber, er schafft eine dramatische Gestalt Jesu und bringt ein wirklich einheitliches Kunstwerk hervor, und sei es in jeder Beziehung dichterisch vollendet — so kann er doch nicht anders, als die Gestalt seines Helden mit seinen individuellen religiösen, historischen und auch theologischen Mitteln zeichnen, und dann werden sich immer wieder die meisten Hörer an seinem Jesusbilde stoßen müssen, weil sie von dem Dichter gezwungen werden, auf seinem vorgezeichneten Wege zu folgen. Nithack-Stahn hat sich, soweit ich sehe, im Ganzen an die erste Darstellungsmöglichkeit gehalten und nur leicht die zweite damit zu kombinieren versucht. Ich kann diese dichterische Beschränkung nur als einen Vorzug ansehen, auch wenn man vom künstlerischen Standpunkt Bedenken dagegen erheben wird. Er hat es verstanden, einige der bedeutsamsten Szenen zu einer ganz gewaltigen Wirkung zu bringen, etwa die Prozeßverhandlung und den ersten Teil des Gethsemane-

auftrittes — nur durch schlichte Schilderung der Situation und den einfachsten Dialog, eben gerade durch die einfach vorgeführte Sache. Aber gerade an der Gethsemaneszene kann man auch den Mangel erkennen: um diesen gewaltigen inneren Vorgang künstlerisch, dramatisch wirklich zur Darstellung zu bringen, dazu müßte eben ein irgendwie einheitliches Bild Jesu uns gegeben sein, und das wird besonders an dieser Stelle über jede dichterische Kraft hinausgehen, — hier klafft die Darstellung auseinander.

Das Problem des „Christusdramas" liegt meines Erachtens klar, an Nithack-Stahns Dichtung wird es ganz besonders deutlich. Eine absolute Lösung hat er nicht gegeben, weil es keine geben kann. Denn nun erhebt sich doch auch gleich die Frage der Aufführbarkeit. Technisch ist sein Drama jedenfalls zur Aufführung wohl geeignet, und eine gute Aufführung würde großen Erfolg haben können. Aber doch habe ich die größten Bedenken. Sie sind nicht eigentlich prinzipieller Art. Das vorhin von mir für den Dichter aufgezeigte Dilemma gilt auch für den Hörer mutatis mutandis; je nachdem man dem Stoffe gegenüber gestimmt ist, wird man sich für oder gegen die Aufführung erklären. Davon aber abgesehen: wir sind nicht naiv genug in unserem Fühlen und Denken, um nach der Weise der alten Griechen oder des katholischen Mittelalters die letzten Gegenstände der Religion auf der Bühne sehen zu können. (Ganz anders liegt es bei religiösen Stoffen „zweiter Ordnung", etwa wie „Glaube und Heimat".) So würde ich mich doch wohl in der Praxis gegen eine öffentliche Aufführung des „Christusdramas", wenigstens auf einer Großstadtbühne, entscheiden — womit nicht gesagt ist, daß ich nicht sehr wünschte, es einmal in einer Gesellschaft, womöglich im Freien, aufgeführt zu sehen, und daß ich davon tiefe Wirkungen erwarte. Einen Vorgeschmack dieser Wirkungen hatten wir, als Friedrich Kayßler, einer unserer geistig bedeutendsten Schauspieler, das Christusdrama vortrug. In dem schlichten Saale der Singakademie machten die alten und immer neuen Erzählungen der evangelischen Geschichte in dieser neuen Form einen ganz großen Eindruck, vielleicht um so größer, weil das Auge durch nichts abgelenkt war, dann freilich auch, weil Nithack-Stahn hier einen würdigen Interpreten gefunden hatte. So ist jedenfalls zu wünschen, daß das neue Christusdrama, wenn sich auch die Bühne ihm jetzt nicht öffnet, vom Vortragstisch aus noch häufig einer andächtigen Hörerschar nahegebracht werde.

Hermann Bauke

Thomas Carlyle und seine Frau

(Ein Eheproblem*)

Wer kennt ihn nicht, den großen Schotten, den Freund Goethes und den Propheten des neunzehnten Jahrhunderts, der den Besten seines Volkes den Stempel seines Geistes aufgeprägt, aber auch — er selber der beste Freund Deutschlands jenseits des Kanals — zu uns herübergewirkt hat wie kein zweiter Brite? Eher darf man schon fragen: Wer kennt Jane Welsh-Carlyle, seine treue Lebensgefährtin, die vier Jahrzehnte ihm zur Seite stand, und ohne die er kaum geworden wäre, was er war? Aber am wenigsten dürfte bekannt sein, daß diese zwei hochstehenden, einander ebenbürtigen Menschen ein gemeinsames Leben mit einander führten, das ein geradezu typisches Eheschicksal darstellt. Typisch ist dieses Los nicht etwa bloß insofern, als es — wie man sich denken kann — eine gefährliche Sache ist, die Frau eines großen Mannes zu sein. Denn das ist ja ein Ausnahmsfall. Aber diese Seite an ihrem Lose, die freilich nicht übergangen werden darf, brauchen wir nicht in den Vordergrund zu stellen. Vielmehr liegt das Merkwürdige und Typische gerade im Verhältnis dieser zwei großen Naturen zu einander, so daß ihr an Fragen und Rätseln, Kämpfen und Siegen reiches gemeinsames Leben geradezu als Musterbeispiel für das Eheproblem gelten darf.

Das herauszustellen, soll der Zweck dieser Ausführungen sein. Hiefür bedarf es zunächst einer kurzen Schilderung des Lebensgangs und des Charakters dieses Ehepaars, sodann der Entwicklungsgeschichte ihrer Ehe, und dann soll in einem zusammenfassenden Rückblick der Gehalt an Lebenswerten angedeutet werden, der sich aus dem Zusammenleben dieser bedeutenden Menschen ergibt.

1

In bezug auf den ersten Punkt beschränken wir uns — unter Absehen von dem als bekannt vorauszusetzenden Aufriß des äußeren Lebensgangs des berühmten Mannes — auf die notwendigsten, charakteristischen Daten.

Das Leben der Beiden floß eigentlich still dahin, ohne besondere, auffallende und einschneidende Ereignisse oder Katastrophen, in vierzigjähriger kinderloser Ehe. Man könnte es ein Stillleben nennen, das Stillleben in einem Literatenhause, in dem der Mann ganz und gar in seinem Beruf als Schriftsteller aufging und die Frau ihre ganze physische und geistige Kraft einsetzte, eine Gehilfin ihres Mannes zu sein. Aber das Besondere an diesem Haus- und Ehestande tritt sofort in die Augen, wenn man daran denkt, daß das Leben und der Lebensgang des Mannes sich vollständig deckte mit seinem innersten Berufe, der, kurz gesagt, der eines Wahrheitssuchers und -Zeugen oder auch, es ist nicht zu viel gesagt, der eines Propheten für seine Zeit, sein Volk und die Menschheit war. Das bedingt schon an und für sich ein Leben wie des Vogels auf dem Ast, ein Leben voll von Sorgen und Wagnissen, Experimenten und Enttäuschungen, fernab von den ausgetretenen, aber sicheren Geleisen einer Karriere, einer offiziellen Bedienstung oder dem wohlumhegten Boden einer gesicherten Beamtenexistenz. Daraus ergab sich von selbst für die Frau eines solchen Mannes, der ein self-made-man in des Wortes eigentlichster Bedeutung war, keine leichte Aufgabe. Wenn man aber dazu nimmt, wie grundverschieden das Milieu war, aus dem die Ehegatten stammten, wie entgegengesetzt die Lebensbedingungen, unter denen sie heranwuchsen, bis ihre Herzen sich fanden und ihre Lebenslose zu einem Bande sich zusammenschlangen, so kann man schon ahnen, daß die ernstesten Probleme aus diesem Bunde fürs Leben erwuchsen.

Das bedarf nun einer näheren Ausführung, welche in bezug auf den Gatten etwas eingehender gegeben werden muß, als auf die Gattin. Thomas Carlyle, geboren den 4. Dezember 1795, war der Sohn des Maurers James Carlyle, ein Kind aufrichtig frommer Eltern, denen er zeitlebens in rührender Dankbarkeit und kindlicher Ehrerbietung verbunden blieb, auch dann, als der Stern seines Ruhmes helle glänzte. Eine tiefe Innerlichkeit und entschlossene Wahrhaftigkeit zeichnete ihn vor Andern aus und schloß ihn schon in der Jugend von Andern ab. Und da sich die außerordentlichen Geistesgaben so früh nach der Innenwelt zu kehrten, statt nach außen, dem Erfolge und der äußeren Ehre entgegen, so trug schon sein Jünglingsalter ein ernstes Gepräge. Er war einer der Menschen von großem spezifischem Gewichte, die alles ernst nehmen und ihren Weg selbst suchen müssen, ihn auch schwer genug finden. Was war sein, ihm zugewiesener Beruf? Das Ziel der Theologie wurde bald aufgegeben, denn schon pochte der Zweifel an seine Seele. Die Jurisprudenz wurde gewählt: auch sie sagte ihm nicht zu. So wandte er sich der Literatur zu, die ihn ganz besonders zum Freund, Verehrer und Uebersetzer Goethes machte. Unter sein Studium hinein nahm er, schon um des Lebensunterhalts willen, eine Lehrstelle an: aber wieder fand er in sich weder Neigung noch Gaben zum Lehrerberuf. So war er, schon als zwanzigjähriger Jüngling, auf den Ertrag seiner Feder angewiesen. Und während er so den äußeren Kampf ums Dasein schlecht und recht durchfocht, hatte er zugleich den viel schwereren Kampf um seine innere Existenz zu bestehen — einen Kampf, von dem das größere Erstlingswerk, Sartor Resartus „Der geflickte Flickschneider", das klassische Denkmal darstellt. In diesem schwerblütigen Buche voll tiefer Symbole,

*) Nach einem Vortrag, gehalten vor der Eßlinger Ortgruppe des Evangelischen Frauenbundes am 17. Januar 1912. Hauptsächliche Quelle ist „Das Leben Thomas Carlyles" von Froude (deutsch von Fischer, Gotha, Perthes) dessen dritter Band die „Erinnerungen an Jane Welsh-Carlyle" sind. Mitberücksichtigt ist die kurze Biographie der Letzteren von Emma Adler.

in dem seine innersten Gedanken über Gott und Welt, Kirche und Staat und das soziale Problem sich einen ungefügen, nach Gestaltung ringenden Ausdruck schufen, schilderte er seine eigentümliche Bekehrung, den Weg vom unbedingten Nein, vom Pessimismus, zum unbedingten Ja, zur Lebensbejahung, zu einem Leben des Glaubens an den Sieg des Guten, also von der Nacht des Unglaubens zum lichten Tag des Glaubens, eines Glaubens, der freilich jenseits und über den traditionellen kirchlichen Formen lag, aber in dem Mutterboden des Christentums tief verankert war.

So hatte er seinen Beruf gefunden, den Beruf, abseits von der Heerstraße, als die Stimme eines Predigers in der Wüste, als ein Herold der Wahrheit, der Gerechtigkeit, der wirklichen Lebenswerte gegenüber der Welt des Scheins, der Eitelkeit, des Mammonismus und aller sozialen Ungerechtigkeit seinem Volk und der Menschheit zu dienen — ein echter Prophetenberuf mit seinem Licht und Schatten, besonders aber auf lange Zeit hinaus mit der Schattenseite, daß seine aus unbedingter Wahrhaftigkeit quillenden Schriften vielfach zurückgewiesen wurden und er zu einem Leben der Entbehrung verurteilt war, bis endlich sein klassisches Werk über die französische Revolution im Jahre 1837 ihn mit einem Schlage zum berühmten Schriftsteller machte und die Zeit des Ringens um die Existenz zum Abschluß brachte. Diesem seinem innersten Berufe blieb er aber treu, bis er im Jahre 1881 sein 85jähriges Leben aushauchte, als einer, der den Besten seiner Zeit genug getan und also gelebt hat für alle Zeiten. Das seine ganze Eigenart am richtigsten charakterisierende Urteil hat wohl Hermann Oeser über ihn geprägt, wenn er sagt: „Carlyles Leistung für die Welt besteht darin, daß er mehr als alle andern gottesfürchtigen Menschen der neuen Zeiten, die die Welt belehrten, in der Gegenwart Gottes gelebt und Gottes Maßstäbe ernstlich, unausgesetzt und ohne weiteres an die Dinge der Erde gelegt hat, an alle Dinge." (Vgl. H. Oeser, Stille Leute 1912 S. 16.)

Das war der Mann, dem Jane Welsh im Jahre 1826 die Hand zum Lebensbunde reichte, sie, die im Unterschiede von ihm, dem Bauern und Maurerssohn, dessen derbe, rauhe Kraft noch aus den Zügen seines Porträts hervorleuchtet, die Abkömmlingin eines alten, edeln schottischen Geschlechtes war. Galt von ihm und seiner Jugend in vielem Betracht die Charakteristik, die er dem Lebensgang Luthers angedeihen ließ (in seinen Vorlesungen über „Helden und Heldenverehrung"): „Ungemach und Not waren des armen Knaben Gefährte; kein Mensch und kein Ding mochte ein heuchlerisches Gesicht zeigen, um Luther zu schmeicheln. Unter Dingen, nicht unter dem Scheine von Dingen sollte er heranwachsen" — so ist sie als einzige Tochter eines begüterten Arztes in dem Gehege und in der sorgsamen Pflege eines wohlsituierten Hauses, umgeben wenn auch nicht von übertriebenem Luxus, so doch von allem wünschenswerten Komfort, also vom Leben nicht wenig verwöhnt, herangeblüht zu einem Fräulein, dem die große Welt offen stand. Dazu war sie ausgestattet mit einem wundersamen Liebreiz — ein fein stilisiertes Menschenkind. Ihre Erziehung war sorgfältig, ihre Ausbildung vielseitig, ihre geistigen Interessen unerschöpflich. Und eben das wurde zum Verknüpfungspunkt der beiden Lebensläufe, die ihren Ursprung in so gänzlich verschiedenen Daseinssphären genommen hatten. Die Studien der jungen Dame wurden geleitet von dem begabten, geistvollen Theologen Eduard Irving, einem intimen Freunde Carlyles, demselben Manne, der später der Begründer der apostolischen Gemeinschaft werden sollte. Als er aus ihrer Nähe schied, einer Nähe, die fast zu einem Herzensbunde fürs Leben geworden wäre, wenn nur nicht ältere Ansprüche ihn an ein anderes Fräulein gebunden hätten — setzte er seinen Freund Carlyle in seine Stelle ein, und dieser legte sein ganzes Herz in seine Aufgabe und setzte sein ganzes Können ein, um den Geistesaustausch mit der großangelegten Privatschülerin möglichst fruchtbar zu gestalten.

2

Damit stehen wir schon an der Schwelle der Entwicklungsgeschichte dieser merkwürdigen Ehe, obwohl das Verhältnis der Beiden zu einander auf lange hinaus auf dem Fuß der geistigen Interessengemeinschaft und Freundschaft stehen blieb. Und als in Carlyle die Liebe erwachte und sich äußerte, freilich als etwas, das mit Verliebtheit recht wenig zu tun hatte, da war sie es, die mit unverblümter Offenheit ihm erklärte: „Wären Sie mein Bruder, ich liebte Sie in gleicher Weise. Ja, ich will Ihre Freundin sein, Ihre aufrichtige Freundin; aber Ihre Frau — niemals, nie, und wären Sie reich wie Crösus und geehrt und berühmt, wie Sie es sein werden" — also, deutsch gesagt:

Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet euch dies Herz.
Fordert keine andre Liebe —

Aber sie hätte nicht fortfahren können: „Denn sie macht mir Schmerz", sondern sie fühlte eben die entsprechende Gegenliebe nicht. Und er? Die Antwort, die er gab, war resigniert, aber nicht gereizt: „Mein Herz ist aus rauherem Stoff gemacht, als daß es wegen eines solchen Erlebnisses brechen könnte. Ich habe nicht die Absicht, in arkadischem Schäferstil wegen enttäuschter Hoffnungen zu sterben." Unter anderen Liebenden wären solche Worte entweder unmöglich gewesen oder aber kritisch geworden. Sie aber gingen darüber zur Tagesordnung über und fuhren fort in ihrem regen geistigen Austausch. So ganz und gar nicht sentimental war ihr Verkehr. Aber so wie die Dinge lagen oder genauer, wie ihre Persönlichkeiten gestaltet waren, konnte doch das Verhältnis ein uninteressiertes nicht bleiben. Was sie verband, das war doch nicht nur ein Drittes, Objektives, die Frage der Wissenschaft oder der Wahrheit, sondern ein persönliches Gemeingut: die Großzügigkeit des Charakters, die Reinheit und Lauterkeit der Motive machte sie einander teuer. Und dieser magnetische Strom bringt von selbst eine Erhöhung der Temperatur der Herzen mit. Deshalb langten sie ganz von selbst bald auf einer weiteren Stufe der Zuneigung an, von der ein Brief von ihm und ein Gegenbrief von ihr Zeugnis geben. Er fragte einmal: „Wagen Sie es, mir zu vertrauen? Haben Sie Mut, Ihr Schicksal mir anzuvertrauen, wie ich Ihnen das meine anvertraue?" Und sie antwortet zwar wieder erstens mit dem Hinweis darauf, daß sie eigentlich nicht Liebe als Leidenschaft, sondern nur als Zuneigung zu ihm empfinde, zweitens aber — und das war sehr nüchtern gedacht — daß er ja nur Projekte und Ziele, aber nicht ein bestimmtes Einkommen und eine gesicherte Existenz habe, und darauf müsse er doch zuerst bedacht sein. Fürs Dritte aber erkärte sie frank und frei: „Eins ist sicher, wie es auch kommen mag. Einen Andern als Sie werde ich nie heiraten. Das ist alles, was ich versprechen kann und will."

Johannes Herzog

Priester und Propheten

Es ist schon sehr lange her — vielleicht mehr als viertausend Jahre — da lebte unter den Juden ein Prophet — Moses. Nach der auf uns gekommenen Ueberlieferung ist er wie ein Sturm durch sein Volk und seine Zeit gefahren, nachdem er von Jahve erfaßt war. Er ließ sein Volk die Größe und Herrlichkeit Gottes erleben und organisierte in dem Licht dieses unerhörten Erlebens die zerstreuten, mutlosen Haufen zu einem Volke. Als er einmal eine Zeit lang abwesend war, wurde es den Juden unheimlich, daß sie Gott nur im Geiste und nur im Halten ganz selbstverständlicher Gesetze verehren sollten. Sie waren religiöse Materialisten und mußten etwas Handgreifliches für ihren Gottesdienst haben. Da kam das Priestertum in der Gestalt des Aaron und gab ihnen ein goldenes Kalb. Das Priestertum ist immer für das Handgreifliche.

Seitdem haben sich in der Geschichte Israels stets Priester und Propheten gegenüber gestanden. Das Priestertum hat den Tempel in Jerusalem gebaut mit Hilfe eines prachtliebenden, poetischen Königs. Der König hat den Tempel eingeweiht unter Entfaltung eines märchenhaften Gepränges, und das Priestertum hat den Tempeldienst ausgebaut. Priestergewänder mit Klunkern und herrlichen Farben, liturgische Ordnungen,

die gesetzliche Kraft hatten und genau beobachtet werden mußten, Opfer, die viel Geld kosteten, und sonst noch mancherlei — das war der Gottesdienst im Tempel. Und die Priester behaupteten, das alles habe Jahve so vorgeschrieben. Das mußten sie behaupten. Sonst hätte es ihnen niemand geglaubt. Das Priestertum bedient sich immer der Autorität eines Gottes, den das Volk nicht kennt.

Die Propheten haben das durchschaut. Mit einer Deutlichkeit, die heutzutage unter die Wirkung des § 166 gestellt worden wäre, traten sie gegen den Tempel auf. „Mich ekelt vor eurem Opfer", sagten sie im Namen Gottes. Das Priestertum sah, was vor Augen war, die Propheten aber sahen das Herz an.

Zur Strafe dafür wurden sie gesteinigt, in Gruben geworfen, getötet. Das war möglich, denn das Priestertum hatte immer den staatlichen Arm auf seiner Seite. Was wäre das Priestertum, wenn es nicht von einem bewaffneten Staate beschirmt würde! Noch heute sind die Fürsten die „Schirmherrn" des Priestertums.

Vor zweitausend Jahren gab es Menschen, denen das Priestertum noch nicht priesterlich genug war. Da gründeten sie eine Sekte und bildeten — meistens als Laien — das Priesterliche aus zu einer Art von Virtuosität, die nur mit großer Uebung erworben werden konnte. Zu ausreichender Uebung aber gehörte viel Zeit, und nur Wohlhabende haben viel Zeit. So wurde das Priesterliche die Domäne der Besitzenden.

Da kam ein neuer Prophet. Er hatte noch stärkere Worte als seine Vorgänger. Er drohte dem Tempel und damit dem ganzen Priestertum, daß kein Stein auf dem anderen bleiben sollte. Er nannte die priesterliche Frömmigkeit beim rechten Namen, nämlich Gottlosigkeit. Und die Priester und Ueberpriester riefen wieder den Staat zu Hilfe und schlugen Jesum ans Kreuz. Es ist das Verhängnis des Priesterlichen, daß es jedesmal, wenn die Schicksalsfrage gestellt wird, vor der Geschichte versagt.

Das Prophetische, das von Jesus ausging, schlug seine Wellen. Zwar nicht bis in die Seelen seiner nächsten Freunde. Die um Petrus und Jakobus stellten ein gemildertes Priestertum dar, das dem Prophetischen Konzessionen machte, aber eben durch seine priesterliche Befangenheit der Stoßkraft verlustig ging, deren es bedurfte, wenn die Sache Jesu Menschheitssache werden sollte. Der Prophet der Sache Jesu war Paulus. Und wir wissen, daß das „urapostolische" Priestertum sich nur unter dem Eindruck der großen Erfolge des Paulus dazu bestimmen ließ, die von ihm gewonnenen Gemeinden als korrekt anzuerkennen.

Aber als die Zeitgenossen Jesu zu Grabe gegangen waren, da berief die Legende den Petrus — nicht den Paulus, denn der hätte sich schlecht dazu geeignet — auf den römischen Bischofsstuhl. Da thront er heute noch und hat die Konsequenzen des Priestertums zu tragen. Er muß es sich gefallen lassen, daß man ihn für unfehlbar hält. Zur Unfehlbarkeit eignet sich nur das Priestertum. Das Prophetentum nie!

Wenn sich irgendwo in der Welt etwas Prophetisches regte, dann ist es noch immer von diesem Priestertum erschlagen worden. Man hat sogar eine eigene Einrichtung getroffen, die zu nichts Anderem da war, als prophetische, antipriesterliche Strebungen auszuspionieren und mit Hilfe eines gehorsamen Staates totzuschlagen: die Inquisition. Wenn man dem Priestertum einen Vorwurf daraus machte, dann zog es jedesmal seinen Mantel um die Schultern und sagte: Ecclesia non sitit sanguinem.*) Das Priestertum kann zu allen Zeiten eine unglaublich unschuldige Miene aufsetzen.

Dann schlug in Wittenberg ein Prophet mit starken Schlägen gegen das Gemäuer des Priestertums. Es hat Risse gegeben und Trümmer, und es wurde ein Neues gebaut. Aber damals hat das Prophetische Konzessionen an das Priesterliche gemacht. Es wurden Schirmherrn zum Schutze des Prophetischen aufgerufen, und dadurch kam es in eine schiefe Lage.

*) Die Kirche ist nicht blutdürstig.

Als die große Zeit vorüber war, entstand zunächst wieder ein gemildertes Priestertum, über dem noch ein Hauch des Prophetengeistes schwebte. Aber es dauerte nicht lange, dann blieben nur prophetische Allüren übrig, zur Schau getragen von den verschiedensten Priestertümern, deren jedes sich für unfehlbar hielt und das andere verdammte.

Die Dinge und die Sätze, die man vertrat, waren andere geworden, der Geist war derselbe, der im hohen Rat in Jerusalem den Ausschlag gab, der den Inquisitionsgerichten Roms die Urteile diktierte.

Das Prophetische ist scheu und drängt sich Niemandem auf. Wenn die Zeiten schlecht sind, dann schweigt es lieber, als daß es tauben Ohren predigt. Das Schweigen des Prophetischen hat sich das Priestertum stets als seinen Sieg ausgelegt. Und es hat dann immer gebetet, es möge unter dem Schutze seines Schirmherrn in aller Ruhe, Gottseligkeit und Ehrbarkeit dahinleben können. Dieses Beten ist ihm lange Zeit erhört worden. Gott hat es in Ruhe gelassen.

Dann kam wieder eine Zeit, in der das Prophetische redete, reden mußte. Diesmal in ganz besonderer Weise. Es hielt keine Bußpredigten und donnerte nicht gegen Kirchenmauern. Es hob alte Urkunden auf und las sie genau. Und dann sagte es: Ach so, es ist also alles ganz anders gewesen, als man es uns gelehrt hatte. Es erzählte und schrieb auf, was es gefunden: eine traurige Geschichte des Priestertums. Die Geschichte erhob ihr Haupt und nahm dem Priestertum ein gut Stück des Nimbus, von dem es lebte. „Nein" — sagte das Priestertum, „es darf nicht so gewesen sein, wie ihr es da sagt. Es muß so gewesen sein, wie wir es immer gesagt haben. Sonst ist es mit unserer Herrlichkeit vorbei." Und um diesem Angstschrei mehr Nachdruck zu geben, behaupten sie, der liebe Gott stehe auf ihrer Seite, und der Teufel hätte die falschen Propheten erweckt, und ihre Angst sei der Mut des wahren Glaubens. In dieser mutigen Angst rufen sie wieder den Staat um Hilfe, und der Staat hat ihnen wieder einen Hohenrat eingesetzt, der alle die falschen Propheten — nun, nicht mehr ans Kreuz schlägt, aber für unwürdig erklären soll. Das tut er nun im Namen Gottes. Aber der im Himmel sitzt, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer.

Schließlich haben viele Priester sich gesagt, sie wollten sich auf keinen Fall für dumm halten lassen. Da gaben sie zu, daß die Stimme der Geschichte in manchen Punkten recht hatte. „Aber »im Zentrum« lassen wir uns nicht um Haares Breite aus unserer sicheren Stellung herausschlagen." Sie machen weitgehende Konzessionen an die Prophetenstimme der Geschichte, und sie bleiben im Herzen friedliche Priester, so daß sie sogar regierungsfähig geworden sind. Sie richten keinen Schaden an, denn in Fragen der Geschichte wird ja die große Oeffentlichkeit sich immer auf die wenigen Fachleute verlassen müssen.

Das Prophetische hat aber noch ein Anderes getan. Zwar nicht in einem einzelnen Menschen, aber in den Geistern von Tausenden hat es gewühlt und revolutioniert und hat die Fragen nach priesterlichen Finessen zum Schweigen gebracht. Das Dogmatische und das Liturgische, das den Priestern immer sehr wichtig war, ist dem Prophetischen sehr gleichgültig. Es fragt ganz einfach, wozu der Mensch in der Welt ist, und wie er Gottes froh werden kann. Es will nicht mehr Sätze über Gott, sondern Gott selbst. Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreit unsere Seele nach Gott.

Die Priester kommen und sagen, sie hätten die Antworten für unsere Fragen alle fix und fertig. Sie sprechen uns alte Formeln vor, die uns anmuten wie alte Zauberformeln, aber sie sind unwirksam. Jetzt klagen die Priester über die schlechte Zeit, weil ihre Formeln nicht mehr wirken.

Das Prophetische hat sich nicht in einer Einzelperson kristallisiert. Es hat garnichts Handgreifliches. Es ist Geist. Aber es ist da, und wenn wir selbst es nicht glauben wollten, das Toben der Priester müßte es uns beweisen. Wenn Priester toben, dann kann man wetten, daß sie Prophetisches wittern. Es handelt sich um ihre Stellung, um Macht und Sein. Man kann es ihnen nicht übel nehmen, daß sie toben.

Warum toben sie jetzt? Weil man etwas von dem Hand-

greiflichsten antastet, dessen sie sich immer bedienen. Sie waren ja immer für das Handgreifliche. Diesmal haben sie ihm ein altehrwürdiges Mäntelchen umgehängt. Sie nennens das Apostolikum. Nun siehts aus, als hättens die Apostel geschrieben, und Viele glaubens wirklich. Sie brauchen Etwas, worauf ihr Glaube „ruht". Sie wissen nicht, daß der Glaube sich immer wieder neu gebiert, daß er auch dem Nichts gegenüber triumphiert. Das Ruhebedürfnis des Glaubens ist sein Tod. Und das prächtigste Epitaph täuscht über diesen Tod nicht hinweg.

Jetzt ist gute Zeit, denn das Priesterliche offenbart sich unverhüllt und unvermischt. Es setzt seine Vergangenheit fort, und zwar mit einer Konsequenz, wie sie keine andere Macht außer ihm in der Geschichte bewiesen hat. Auch der Ruf nach dem staatlichen Arm fehlt nicht. So wenig wie das Sichsonnen in der eigenen Unfehlbarkeit — etwas gemildert, geschwächt, gedämpft. Die Farben sind blasser, aber die Konturen sind die alten.

Es ist die höchste Zeit, daß Alle, die ein Ohr haben für die Stimme des Prophetischen, endlich die Stimme des Priesterlichen erkennen im Zusammenhang einer langen trüben Geschichte. Dieses Erkennen dämmert auf. Darum ist jetzt gute Zeit.

Jetzt ist gute Zeit. Das Prophetische redet. Wir wollen ihm gehorchen.

Was sollen wir tun?

Nicht paktieren! Nicht hoffen, die Priester ließen sich noch „überzeugen". Es geht eher ein Kamel durch ein Nadelöhr, als daß aus einem Priester ein Prophet wird. Wir haben die Geschichte auf unserer Seite. Hören wir ihre Stimme!

Nicht meinen, wir müßten künstlich erhalten, was dem Sturze entgegenreift, und nicht fragen, was dann werden soll, wenn das Alte stürzt. So fragt das Prophetische nicht. Das Prophetische ist der Zukunft gewiß, weil es außer der Geschichte auch Gott auf seiner Seite hat. Nicht streiten um kleine Dinge und Halbheiten, denn jetzt handelt es sich endlich einmal wieder um das Große und Größte.

Nicht fragen: was wird aus mir! Sondern: was wird aus der Zukunft! Es kann Keiner indifferent bleiben, Keiner neutral. Entweder er ist Hemmnis, oder er ist Förderung.

Das Prophetische, das in unserer Zeit lebt und pocht und hämmert, geht um und sucht nach Gefäßen. Die Schalen müssen unversehrt sein. Scherben sind unbrauchbar.

Herr Gott, gib uns unversehrte Schalen, reine Gefäße, damit du recht behaltest unter den Menschen!

Hans Wegener

Der Kampf um den Religionsunterricht im Königreich Sachsen

5. Synode und Kirchenregiment

Die sächsische Landessynode ist bei ihrer Zusammensetzung keine Vertretung der evangelischen Gemeinden, sondern eher eine Filiale des Kirchenregimentes. Von den ihr angehörenden Geistlichen sind etwa die Hälfte Superintendenten. Und unter den 35 weltlichen Mitgliedern, die den 29 Geistlichen gegenüberstehen, befinden sich mehr als ein Drittel beamtete Juristen. Die Synode hat sich mehrmals mit der Frage beschäftigt. Einer außerordentlichen Tagung der Synode am 5. Februar 1909 lag ein Antrag des Leipziger Superintendenten Geh. Kirchenrat Pank vor. Dieser Antrag geht von der Notwendigkeit einer Reform in sachlicher und methodischer Hinsicht aus. Er widerstrebt nicht einer ausschließlich fachmännischen Staatsaufsicht über die Schule, hält aber an Pflicht und Recht der Kirche, den Religionsunterricht zu beaufsichtigen, fest. Er empfiehlt Minderung des Lernzwanges, möchte aber der Jugend einen möglichst reichen Schatz in Spruch und Lied ins Leben mitgegeben haben. Er hält eine Aenderung der methodischen Behandlung des Katechismus für notwendig, ohne freilich anzuzeigen, in welcher Richtung diese Aenderung erfolgen soll, erklärt aber den Katechismus selbst für die religiöse Unterweisung der Jugend für unersetzlich. Er verlangt einen streng konfessionellen Unterricht, der die Kinder zu voll bewußten lebendigen Gliedern der evangelisch-lutherischen Kirche erzieht, aber so, daß dadurch der Gegensatz gegen die Bekenner anderer Konfessionen nicht verschärft wird, sondern die Kinder gerade dadurch erst zur Duldsamkeit gegen Andersgläubige erzogen werden.

Die Unbefangenheit, mit der hier Gegensätze unausgeglichen nebeneinandergestellt werden und meist im zweiten Satz der Inhalt des vorhergehenden zurückgenommen wird, konnte naturgemäß keine Klärung der Frage, geschweige denn eine Förderung ihrer Lösung bringen, und die Kritik der Lehrer hat ihr gegenüber leichtes Spiel.

Wiederum stand die Frage auf dem Arbeitsprogramm der Synode des Jahres 1911. Schon der Bericht des Konsistoriums über den Zustand der Landeskirche gab Anlaß, auf die Frage einzugehen. In ihm heißt es:

> Eine neue Erschwerung des Amtes ist an nicht wenigen Orten dadurch entstanden, daß das seit alters im allgemeinen herrschende freundliche Verhältnis zwischen Pfarre und Schulhaus infolge einer höchst bedauerlichen Agitation in der Lehrerwelt getrübt worden ist. Möchte jeder Geistliche bestrebt sein, zugleich mit der Festigkeit in Ausübung seiner Pflicht auch die Lindigkeit christlichen Wesens zu zeigen, die alle persönlichen Differenzen verhindert oder doch ausgleicht.

Die „höchst bedauerliche Agitation in der Lehrerwelt" war also der einzige Grund, mit dem das Konsistorium die Trübung des Verhältnisses zwischen Pfarre und Schulhaus zu erklären wußte. Die Möglichkeit irgendwelchen Verschuldens auf geistlicher Seite ist ebenso ausgeschieden, wie das Verständnis dafür fehlt, daß das Aufstreben des seiner kulturellen Bedeutung sich mehr und mehr bewußt werdenden Lehrerstandes schließlich auch das Verlangen nach Befreiung von geistlicher Bevormundung zeitigen mußte. Die Synode war aber mit der schlechten Note, die die Lehrerschaft im Betragen erhalten hatte, noch nicht zufrieden, und ihr Feingefühl reagierte schon gegen die Empfehlung der Lindigkeit des christlichen Wesens. Wir hoffen, erklärte Superintendent Oberkonsistorialrat Benz, daß damit nicht bloß wir gemeint seien, sondern daß auch die andere Seite sich das zu Herzen nehmen möchte. Was aber die höchst bedauerliche Agitation betrifft, so konnte der Synodale Schuldirektor Philipp wenigstens als historische Tatsache feststellen, daß die Agitation auf kirchlicher Seite ihren Anfang genommen hatte, eine Feststellung, die ihm von einem andern Synodalen den ungerechtfertigten Vorwurf unbewußter Geschichtsfälschung eintrug.

Und nun kam die denkwürdige Sitzung des 11. Oktober 1911. Wiederum lag ein Antrag Pank vor, der die Forderungen des Antrags von 1910 in der Hauptsache wiederholt, aber in wesentlich glücklicherer Formulierung und unter Ausscheidung ihrer Widersprüche. Bedeutsam war, daß der Antrag auch Auskunft über die für notwendig befundene Aenderung in der methodischen Behandlung des Katechismus gab:

> Der Katechismus ist unentbehrlich als Ziel und Richtlinie für die zusammenfassende Unterweisung in den religiösen und sittlichen Grund- und Heilswahrheiten des christlichen Evangeliums.

Dieser Satz kann in dieser Formulierung und zusammengehalten mit der früheren Forderung doch nur dahin ausgelegt werden, daß eine selbständige Behandlung des Katechismus nur als Abschluß des Religionsunterrichts am Platze ist. Ob alle Synodalen, als sie dem Antrag zustimmten, sich der Tragweite dieses Beschlusses bewußt waren? Jedenfalls lag hier eine Annäherung an Forderungen der Lehrerschaft vor. Ueberhaupt fehlt es nicht an Wendungen, die ein Entgegenkommen verraten, aber zugleich so diplomatisch abgefaßt sind, daß sie Alles und Nichts sagen:

> Die Synode verkennt auch da, wo sie hinsichtlich der Gestaltung der Reform abweichende Anschauungen vertritt, doch nicht, daß auch anders gerichteten Reformbestrebungen die besten Absichten zugrunde liegen.

Anders gerichteten Bestrebungen. Wo sind sie? Anders gerichtet als die Vorschläge der Synode sind z. B. die Bestrebungen des Evangelisch-Lutherischen Schulvereins, anders gerichtet aber auch die Bestrebungen der Lehrerschaft. Meinte man letztere, warum sagte man dies nicht klar und deutlich? Die einstimmige Annahme des Antrags durch die Synode würde

freilich dann in Frage gestellt worden sein. — Der Antrag schließt mit der Hoffnung, daß das zum tiefen Schmerz der Synode getrübte Verhältnis eines Teils der Lehrerschaft zur Kirche in absehbarer Zeit wieder zu dem alten Vertrauensverhältnis sich gestalten werde, eine Hoffnung, an der die Synode unbeirrt durch die Vorgänge der neueren Zeit festhalte.

In dem Referat zu seinem Antrag führt Pank aus:

Es ist der Wurzelirrtum unserer Zeit, daß gegenüber den Errungenschaften der modernen Wissenschaft, obenan der fortgeschrittenen Naturwissenschaft, die Lehren des Christentums nicht mehr haltbar, überwunden, überlebt seien. Als fertiges Dogma wird gepredigt und geglaubt, Wissenschaft und Glaube ständen zu einander in unlösbarem Widerspruch. — Aber der Widerspruch von Religion und Wissenschaft ist ein Widerspruch in sich, denn beide haben es mit der Wahrheit zu tun, und die eine Wahrheit kann der anderen nicht widersprechen, sie können einander nur ergänzen. Vernunft und Offenbarung fließen aus Einem göttlichen Quell. Auch Kausalitätsgesetz und Weltentwicklung können mir nimmer den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde entthronen. (Lebhaftes Bravo.)

Diese scholastischen Ausführungen als Begründung des Antrags zur Reform des Religionsunterrichts befremden. Wollte man mit ihnen die achte der Zwickauer Thesen unterstreichen, daß der Religionsunterricht die gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft zu berücksichtigen habe, da doch zwischen Wissenschaft und Glaube kein Gegensatz besteht? Schwerlich. Denn oft genug hatte man gerade diese These lächerlich gemacht, mit dem Hinweis auf die Unbeständigkeit der wissenschaftlichen Ergebnisse widerlegt und mit schwarzen Farben als ihre notwendige Folge den schrankenlosesten Subjektivismus gezeichnet. Oder sollten sich diese Ausführungen gegen die Reformer richten? Aber keiner von ihnen hatte, mit dem Kausalitätsgesetz ausgerüstet, Gott entthronen wollen.

Nachdem der Antragsteller, der als Scheidender zum letzten Mal vom Referentenpulte aus sprach, mit einem Gebet geschlossen, wurde auf Vorschlag von Oberkonsistorialrat Superintendent Benz der ganze Antrag debattelos gegen eine Stimme, die des Schuldirektor Philipp, angenommen. Der Präsident des Konsistoriums war in der Lage, als Vertreter der Regierung sofort hierfür den Dank der Staatsminister in deren Auftrag aussprechen zu können. Die Sitzung war also wohl vorbereitet gewesen.

Auf eine Diskussion über Panks Antrag hatte man umsomehr verzichten können, als man wußte, daß spätere Verhandlungen noch reichlich Gelegenheit geben würden, darauf einzugehen. Neue Vorschläge zeitigten freilich auch diese späteren Diskussionen nicht. Doch kam in den späteren Verhandlungen vielfach eine andere Stimmung zum Ausdruck als in der Sitzung des 11. Oktober. Im Gegensatz zu dem auch von ihm gezeichneten Antrag, in dem die Synode unbeirrt an der Hoffnung festhält, daß in absehbarer Zeit das Verhältnis der Lehrerschaft zur Kirche sich wieder zu dem alten Vertrauensverhältnis gestalten werde, betonte Amtsgerichtsrat Jauck, daß eine Verständigung kaum möglich sein werde, eine Unstimmigkeit, die von Superintendent Kröber in der Synode selbst festgestellt wurde. Als Mitglied und begeisterter Freund des Evangelisch-Lutherischen Schulvereins rühmte Jauck die Großtat der Veröffentlichung des roten Katechismus, kritisierte die Spruchzusammenstellung des Lehrervereins, für dessen Art auszuwählen ihm der Spruch „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs“ typisch erschien, charakterisierte die ganze Reformbewegung durch einige mündliche oder gedruckte Aeußerungen einzelner Heißsporne und betonte gegen These 2 mit Nachdruck, daß zu der Gesinnung Jesu in erster Linie sein Selbstbewußtsein gehöre, wie es aus seinen Selbstzeugnissen hervorgehe. Solcher Selbstzeugnisse habe er bei Matthäus 17, bei Markus 8, bei Lukas 18, bei Johannes 12 gefunden. Dieser Beweis seines Schriftstudiums brachte dem Redner eine besondere Anerkennung durch den Synodalen Professor Heinrici. Ein Echo fanden Jaucks Ausführungen bei einem anderen Mitglied des Schulvereins, dem Amtshauptmann von Nostitz-Walwitz. Er erklärte, daß Jauck vollkommen überzeugend nachgewiesen habe, daß an manchen Stellen eine gewisse Verflachung des Religionsunterrichts vorliege oder drohe, wobei er übersah, daß Jauck Beispiele aus dem Unterricht selbst nicht angeführt hatte. Bei anderer Gelegenheit sprach Hofrat Opitz denen seine besondere Anerkennung aus, die den Kampf gegen die inneren Feinde führen, nämlich gegen die Sozialdemokratie, gegen den Monismus und gegen die Zwickauer Thesen.

Die geistlichen Mitglieder der Synode zeigten nicht die gleiche Neigung zur Aggressivität. Gewiß wurden auch von ihrer Seite Klagen und Anklagen laut. In der Hauptsache war man aber nicht nur müde, das oft Verhandelte erneut zu erörtern, sondern es war das Bestreben offensichtlich, die Basis für ein gemeinsames Wirken zu erhalten oder neu zu schaffen. Der einzige wirkliche Anwalt ihrer Forderungen aber, den die Lehrerschaft in der Synode wußte, Schuldirektor Philipp, hat sich seiner Aufgabe mit Geschick, zurückhaltend in der Form, entschieden in der Sache entledigt, ohne dabei auch seine eigene, in Einzelheiten von der Allgemeinheit der Lehrerschaft abweichende Meinung zu verleugnen. Bedeutsam war, daß er gegenüber der Forderung der kirchlichen Beaufsichtigung des Religionsunterrichts der Schule darauf hinwies, daß ja eine solche Beaufsichtigung des Konfirmandenunterrichtes auch nicht stattfinde. Von einem Superintendenten wurde erwidert, daß der Konfirmandenunterricht doch nicht mit dem Schulunterricht auf eine Stufe zu stellen sei; über die Wirkung, die ein seelsorgerischer Konfirmandenunterricht hervorbringe, könne man doch nicht gleich urteilen, wie über die Aneignung von Wissen.

Mehr als durch die Diskussionen der Synode selbst fühlte sich die Lehrerschaft durch den oben erwähnten Bericht über den Zustand der Landeskirche verletzt, den das Konsistorium, wie üblich, der Synode unterbreitete. Besonders folgende Sätze machten böses Blut:

Die gesetzlichen Bestimmungen und der gültige Lehrplan haben die meisten Lehrer vor bedenklichen Abweichungen bewahrt. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß die große Mehrzahl unserer Lehrer sich zu einem inneren Anschluß an das im innersten Kerne unveränderliche, von allem Fortschritt der pädagogischen Wissenschaft unerreichbare Evangelium doch wieder zurückfinden wird.

Der Widerspruch, daß einmal die meisten Lehrer vor Abweichungen bewahrt blieben, andererseits die Mehrheit der Lehrer den Anschluß an das Evangelium zurückfinden, ihn zur Zeit also doch verloren haben soll, wurde von Philipp in der Synode selbst festgestellt. Schwerer als diese Unausgeglichenheit wog die Intoleranz, die die religiösen Anschauungen der Lehrer als Abfall vom Evangelium beurteilt. Denn nichts Anderes ist mit dem Urteil gesagt, daß sie den inneren Anschluß an das Evangelium verloren haben. Sicher weichen die religiösen Anschauungen der Lehrer vielfach von denen des Landeskonsistoriums ab. Aber auch die Vertreter der Zwickauer Thesen erheben den Anspruch, auf dem Boden des Evangeliums zu stehen, so wie sie es verstehen, und die Frage, wo das rechte Verständnis sei, unterliegt nicht der Kompetenz des Konsistoriums, das eine Verwaltungsbehörde, aber keine unfehlbare Lehrautorität darstellt.

Die Besprechung des Berichtes brachte noch eine besondre Sensation. Auf Grund der Berichte der „mit der Beaufsichtigung des Religionsunterrichts beauftragten Ephoren und Geistlichen“ hatte das Konsistorium geschrieben, daß:

zwar über ausgesprochen antikirchliche Richtung, über geradezu falsche Lehren, wesentliche Verstöße gegen die Wahrheiten des Christentums nicht Klage geführt worden ist. Andrerseits wird aber auch nicht verhehlt, daß vielfach eine gewisse Verflachung und Verkürzung des bisher den Kindern dargebotenen Lehrstoffes in größerem Umfange als früher zu beobachten gewesen sei.

Eine Verflachung und Verkürzung des Religionsunterrichts in der Schule war also immer da. Jetzt aber ist sie noch häufiger geworden. Als nun Schuldirektor Philipp um Auskunft bat, wie denn diese Verflachung, die er in einzelnen Fällen natürlich auf dem Gebiete des Religionsunterrichts so wenig ableugnet wie auf anderen, festgestellt worden sei, trat der Präsident des Konsistoriums Dr. Böhme einen Rückzug an. Er lehnte die Verantwortung dafür ab und schob die Schuld auf die Ephoren. „Hier spricht gar nicht das Landeskonsistorium, sondern es ist lediglich das referierend wiedergegeben worden, was die Ephoren berichtet haben.“ Freilich war damit die Frage Philipps nicht beantwortet. Das Ergebnis der Synode war so trotz gelegentlicher Friedensklänge eine Verschärfung der

Spannung zwischen Kirche und Schule. In zahlreichen Protestversammlungen der Lehrer kam diese Verschärfung zum Ausdruck.

Und das Kirchenregiment selbst? Es hat es vermieden, durch irgendwelche Erklärungen direkt Stellung zu nehmen. Mittelbar aber hat das Konsistorium wenigstens seine Meinung gezeigt durch das besondere Wohlwollen, mit dem es die Tätigkeit des Evangelisch-Lutherischen Schulvereins begleitet. Der Kultusminister aber, DDr. Beck, hat wohl bei feierlichen Gelegenheiten wie bei der Eröffnung der Synode oder bei der Einweihung neuer Seminare die strittigen Fragen gestreift. Indessen liegt es im Charakter solcher Reden, daß alles auf die Auslegung ankommt. So hat sich denn der Kultusminister bald das Lob der konservativ-orthodoxen und auch der ultramontanen Presse gefallen lassen müssen, bald sich ihren Tadel zugezogen.

Für die weitere Entwicklung ist vor allem die Entscheidung maßgebend, die der Landtag bei der Beschlußfassung über das neue Volksschulgesetz treffen wird. Sobald seine endgültigen Beschlüsse vorliegen, sollen die Leser über Verlauf und Abschluß seiner Verhandlungen unterrichtet werden. Es ist sehr fraglich, ob die starken Sympathien, die die Lehrer wie überhaupt, so auch in Bezug auf ihre Pläne zur Reform des Religionsunterrichts bei den Nationalliberalen und Fortschrittlern der zweiten Kammer besitzen, mächtiger sein werden, als der Hyperkonservativismus der ersten Kammer. Immerhin sind Ueberraschungen niemals ausgeschlossen. Darum statt der Prophezeiungen lieber ein zusammenfassender Rückblick!

Hans Weichelt

Ein Schlußwort zum jüngsten Apostolikumsstreit

Der wievielte Apostolikumsstreit ist dies eigentlich? Und wieviele sollen noch folgen? Oder muß man richtiger sagen, daß der Streit niemals aufgehört hat, seit König Friedrich Wilhelm III. das Apostolikum in die Agende der unierten preußischen Kirche eingeführt und zu neuer Würde erhoben hat? Wir leugnen wahrlich seine alte Würde nicht; aber die neue ist kein Segen geworden und ist unhaltbar.

Zum Verständnis der Lage mögen zwei Schriften helfen. Die eine unmittelbar aus dem Fall Lahusen heraus geboren: Die Bedeutung der Apostolikumsfrage für unsre Landeskirche. Vortrag von D. Hermann v. Soden. (Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb 1912. 31 S. 50 Pfg.) Die andre auf dem Boden der sächsischen Landeskirche gewachsen und darum aus andern Verhältnissen heraus die Krisis um so heller beleuchtend: Das Apostolische Glaubensbekenntnis bei Taufe und Konfirmation. Vortrag auf der Sächsischen Kirchlichen Konferenz in Chemnitz am 17. April 1912 gehalten vom Pfarrer Georg Löber. (Leipzig, Georg Wigand 1912. 32 S. 40 Pfg.) Man nehme zu dieser zweiten Schrift noch eine frühere vom selben Verfasser hinzu: Wie ist über den obligatorischen Gebrauch des Apostolikums bei der Taufe und bei der Konfirmation zu urteilen? (Im gleichen Verlag, 1911. 48 S. 60 Pfg.) Während v. Soden mit zartem Verständnis und reinem Eifer zu einem guten Frieden drängt, breitet Löber mit ruhiger Gründlichkeit das Für und Wider aus und beweist die Reformbedürftigkeit der heutigen Praxis.

Wir halten die jüngste Phase des Streits, die sich an den Namen Lahusen heftet, für abgeschlossen. Gewiß können noch Wirkungen folgen; dafür besteht mehr als eine Möglichkeit. Aber dann werden wir eine neue Phase haben. Was hinter uns liegt, war sehr lehrreich. Wir haben unsre Anteilnahme zur Genüge bewiesen.

Deutlicher als je stehen die drei durch ihre Stellung zum Apostolikum charakterisierten Gruppen vor unsern Augen:

1. Jene, die in dem heutigen Gebrauch des Apostolikums beim sonntäglichen Gottesdienst, bei Taufe, Konfirmation und Ordination geradezu das Bollwerk ihrer Auffassung der Kirche sehen. Bleibt dies Panier aufgerichtet, dann ist der göttlichen Wahrheit eine Stätte garantiert; dann kann es nicht fehlen: auch wenn Viele es widerwillig hören, es werden doch Etliche bekehrt und errettet werden. Gelegentlich reden Professoren und Kirchenpolitiker in diesen Reihen, als ob eine „Substanz“ in dem Bekenntnis unterschieden würde von der Formel und dem Buchstaben. Aber die Kraft der ganzen Richtung ruht in der Anerkennung des Buchstabens. Alles oder Nichts geglaubt! So legt man insbesondere allen Wert darauf, daß das Symbol für die Ordinanden das Joch bleibe, durch das sie hindurchmüssen, damit wankende und moderne Geister aus dem geistlichen Amte fern gehalten werden. Dieser Gruppe konzentriert sich im Apostolikum zusehends ihre Freude an der Kirche, ihre Hoffnung auf den Bestand eines Christenvolkes auf evangelischem Boden, ihr Recht und ihre Macht, über dies Volk die geistliche Herrschaft auszuüben.

2. Die Andern sind für die Frage nach dem Gebrauche des Apostolikums im Grunde wenig interessiert. Sie legen überhaupt nicht viel Wert auf Brauch und Recht. Vom Lutherschen Katechismus her und mit seiner Erklärung ist ihnen dies Bekenntnis vertraut und lieb. Begegnet es ihnen bei kirchlicher Feier, so hat es ihnen etwas zu sagen; oder wenn nicht, weil häufige Wiederholung oder andachtslose Rezitation das hindert, so ist ihnen darum noch kein Heiligtum verschüttet. Sie wissen, der Glaube kann ebenso in Formeln sein wie draußen. Der Glaube ist ihnen etwas so Eigenes, Innerliches und Freies, daß er gerne sich auch einmal in die Gabe des Apostolikums vertieft und zusieht, was er daraus entnehmen könne für sich und Andre. Aber wo man ihnen zumutet, daß sie nun im „Bekennen“ des Apostolikums ihren Glauben „zeigen“, ihn damit für sich und Andre „auf den kürzesten Ausdruck bringen“ sollen, da ist ihnen das der Abfall von dem Glaubensverständnis und der Glaubensfreiheit, die sie als Evangelische vor andern Christen voraushaben. Und sie sind entschlossen, ihre Erstgeburt nicht zu verkaufen.

3. Die Dritten erkennen eine gewisse Ehrwürdigkeit dem Apostolikum zu aus historischen Gründen. Aber sie sehen den größten kirchlichen Schaden in der Rolle, die dem Apostolikum von historisierender Liebhaberei und kirchenpolitischem Konservatismus zugeteilt ist. Freilich sind heute weite Kreise für es zu fanatisieren; aber die neuen Agenden kamen nicht aus den Gemeinden, sondern waren willkürliche Schöpfungen solcher, die die Macht hatten. Das Apostolikum als Bekenntnis ist diesen Dritten für den modernen Christen unmöglich. Der Theologe mag es aus der Geschichte verstehen, Etliches ins Geistige umdeutend, Andres als unwesentlich außer Acht setzend. Aber auch er darf es nicht mehr mit dem Munde bekennen, wenn er auf intellektuelle Redlichkeit hält. Vor den Laien wird die Formel in seinem Munde als unbegreifliche Akkomodation, wenn nicht als Heuchelei empfunden. Den Kindern in der Konfirmation darf es auf keinerlei Weise als Zeugnis oder Gelöbnis zugemutet werden. Selbst bei der Taufe erspart man es besser den Paten, die ihm entfremdet sind. Man nehme es buchstäblich, nach dem Eindruck, den der Unverbildete davon hat: dann wird man es bei gemeinsamer Feier besser draußen lassen. Es belastet nur die Gewissen der Theologen und hindert den Zugang des schlichten ewigen Evangeliums zur Gemeinde.

Der erste Standpunkt ist durch die Erklärung des Landeskirchlichen Ausschusses der Bekenntnisfreunde vertreten (vgl. vorige Nr. Sp. 725). Der zweite durch Lahusen, v. Soden und Herrmann. Der dritte durch Löber und Wegener. Ich stehe persönlich zur zweiten Ansicht. Denn sie allein verbürgt, daß wir bei einer Neuordnung der Dinge wirklich vorankommen. Sie allein kann verhindern, daß die Ersten und die Dritten sich in einen Kampf stürzen, an dem sie beide verbluten und von unsrer evangelischen Kirche (ich meine jetzt den historischen, in Kirchen verfaßten deutschen Protestantismus) überhaupt nichts übrig bleibt. In der ersten Gruppe ist viel wertvolles Gut. Denn in ihr ist viel sancta simplicitas. Aber ihr Angesicht ist entstellt durch Romantik, Unwissenheit, Machtpolitik, Fanatismus. In der dritten Gruppe ist auch viel wertvolles Gut, und ihre Forderungen bleiben nie ohne Eindruck auf mich. Daß wir je eine Kirche bekommen werden nach dem Sinne der Ersten, eine Kirche, in der die Orthodoxie unter sich ist (bei Zulassung unmündiger und zahlender Mitglieder), das glaube

ich nicht. Mag es auch vorübergehend so aussehn. Dagegen bin ich wohl der Ueberzeugung, daß die Forderungen der dritten Gruppe im Wesentlichen sich durchsetzen werden. Es wird aufhören, später oder früher, daß das Apostolikum als kaudinisches Joch oder als Geßlerhut mißbraucht wird. Das wird es sogar selber sich nicht gefallen lassen. Und jeder redliche Fall, jeder überzeugte Kampf, der in dieser Richtung spielt, hat seinen Segen. Es ist ein Irrtum, daß man bloß mit Vermittelungen die Weltgeschichte machen könnte. Der Radikalismus hat überall auch seinen Wert und seine Wirkung. Wo wäre heute die Menschheit, wo die Christenheit ohne die Radikalen! War Jemand radikaler als Jesus? Dennoch die dritte Gruppe schleppt zu viel Ballast mit. Aehnlich wie die erste; aber dort ist er von der Tradition kirchlich signiert. Hier ist er kirchenfremd, zuweilen auch religionsfremd, und rühmt sich wohl dessen noch. Intellektuelle Redlichkeit, ethischer Rigorismus, Rücksicht auf die Entfremdeten — wundervoll! Aber es genügt nicht. Und daneben doch auch viel Flachheit, Schnellfertigkeit. Daher wenig Opferwilligkeit. Ich rede nicht von den Theologen, ich rede nicht von allen denen, die arbeiten und schaffen. Aber schließlich siegt auf religiösem Boden doch, wer am meisten Religion hat. Und darum bedarf auch die dritte Gruppe der zweiten. Wo die dritte und erste allein gelassen werden, kommt es auf den reinen Machtkampf hinaus. Auch wenn die Besten auf beiden Seiten das nicht wollen. Den registriert zwar die Kirchengeschichte auch. Aber er ist nicht das, was wir brauchen.

Ich habe drei Typen charakterisiert. Ich habe nicht Individuen oder Parteien photographiert. So habe ich unter 2 auch keine „Mittelpartei" im Auge. Ich habe Standpunkte beschrieben und zur Illustration Namen genannt, die nahe lagen. Wo man ernstlich vom Glauben handelt, verschwinden Namen, Parteien, Machtansprüche. Ich denke, daß wir wirklich durch Lahusen vorangekommen sind, weil ihm das alles fernlag. Die erste Gruppe hat in Presse und Erklärungen ihrer Vertreter zornige Worte gegen ihn gefunden. Aber ihr Zorn wurde immer wieder dadurch gebrochen, daß sie Lahusens Glauben anerkannten. Und Lahusen ist, seines Glaubens selber gewiß, keinen Schritt zurückgewichen. Ich denke, das kann Manchem, der über den Machtinstinkten die religiösen Maßstäbe leicht vergißt, zur Besinnung helfen.

Auf konfessioneller Seite brauchte dieses Pochen auf das Apostolikum nicht das letzte Wort zu sein. Caspari, der Meister der Apostolikumsforschung, war ein konfessioneller Lutheraner. Weshalb reiste er nach Spanien und suchte in alten Handschriften die Urform des Apostolikums? Um dessen Alleinherrschaft zu stabilieren? Nein, um die übermäßige Geltung dieses Symbols, die Grundtvig im Norden aufgerichtet hatte, zu brechen.

Wollen unsre heutigen „Positiven" in Preußen weder Vernunft noch Liebe annehmen und sich auf einen falschen Glaubensbegriff festlegen, wir können es nicht ändern. Wir machen uns für den Notfall auf das Auseinandergehn bereit. Diese Bedeutung hat der Foerstersche Gesetzentwurf für uns. Er ist kein Bekenntnis und kein Gesetz; er ist das Zeichen eines festen Willens und guten Gewissens: wenn es keinen andern Weg gibt, so scheuen wir auch die Scheidung nicht. Aber noch lebt in unsrer Mitte die Zuversicht, daß das richtige und tiefe Verständnis dessen, was evangelischer Glaube sei, sich durchsetzen werde bis in die Extreme der innerkirchlichen Richtungen hinein. In diesem Sinne kann ich zwar nicht so ohne Weiteres einstimmen in die Losung: „wir sind einig." Wohl aber hoffen und vertrauen, daß noch eine Einigkeit vorhanden ist unserm Kirchenvolke. Das mag selber ein Glaubensurteil sein, aber es ist verankert in dem Glauben, der durch Luther und Gottes Führung das gemeinsame Gut ist, von dem wir leben. Und es wird gestützt durch die Ueberzeugung, daß wir Andres zu tun haben, als uns gegenseitig zu zerfleischen, und daß diese Erkenntnis doch endlich einmal durchbrechen muß. R

Verschiedenes

Laotse Taoteking: Das Buch des Alten vom Sinn und Leben. Aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm. Jena, Eugen Diederichs 1911. 150 S. 3, gebunden 4 Mk.

Hackmanns Briefe aus einem Taoistenkloster, die vor kurzem in dieser Zeitschrift veröffentlichten, mögen bei manchem Leser der Christlichen Welt Interesse für die bei uns sonst wenig beachtete Tao-Religion wachgerufen haben. Hackmann bestätigt, daß ihre Bibel, das alte Tao teh king, im Taoismus auch heute noch kein toter Buchschatz, vielmehr eine „Schrift" ist, darin religiöser Ernst in China „sucht". Dem Umfange nach der kleinsten eine unter allen „Bibeln". Es sind keine 6000 Worte, die die neun mal neun Kapitel der Schrift enthalten. Dafür aber sind es zum Teil tiefe, inhaltschwere Worte. Ihr jüngster Interpret bekennt, der Beschäftigung mit dem chinesischen Werkchen manche schöne Stunde ruhigen Schauens zu verdanken. Wer sich ein Gleiches wünscht, der mache sich seinen dankenswerten Dolmetscherdienst zu nutze. Auch in Wilhelms Verdeutschung ist das Tao teh king ein kleines Büchlein geblieben, das wohl zum Lesen einladen kann, — schmächtig, aber trächtig. Der Uebersetzer war sichtlich beflissen, nicht mehr Worte zu machen als sein Original. Knapp ist die Einleitung, die dem Text vorangeht, ebenso knapp gefaßt der Kommentar, der dem Texte folgt, und dabei ist doch tatsächlich kaum eines der wichtigeren Probleme, die mit Bezug auf das dunkle Laotsze-Buch zur Diskussion stehen, unberücksichtigt geblieben. Bedauern mag es Mancher, daß Wilhelm hier wieder von der in seiner Lunyü-Ausgabe (Gespräche des Konfuzius) befolgten Methode abgegangen ist, neben die einfache konzise Wiedergabe der änigmatisch kurzen chinesischen Sätze überall eine seine eigene Auffassung des Sinnes darbietende Paraphrase zu stellen. Grills „Lao-Tszes Buch vom höchsten Wesen und vom höchsten Gut" (Tübingen 1910) kam erst nach Drucklegung seines Manuskripts in die Hände Wilhelms in Tsingtau, daher der Leser nicht erwarten darf, bei ihm eine Auseinandersetzung mit Grill zu finden. Vielleicht daß das dem Einen oder Andern ein Anreiz ist, beide Darbietungen neben einander zu studieren: je mehr sich einer mit Laotszes Aphorismensammlung beschäftigt, desto mehr wird er für sich an dem alten Weisen und an seiner Weisheit haben.

Hans Haas

Liä Dsi, das wahre Buch vom quellenden Urgrund. Tschung Hü Dschen Ging, die Lehren der Philosophen Liä Yü Kou und Yang Dschu. Aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm. Jena, Eugen Diederichs 1911. 203 S. 3, gebunden 4 Mk.

Eine im ganzen durchaus adäquate Ausführung und Weiterbildung der Geistesrichtung, die uns im Tao teh king vorliegt, findet Wilhelm in dem in China von Alters her einfach unter dem Titel Lieh-tsze (Meister Licius) gehenden Werke, das erst von einem Kaiser des achten nachchristlichen Jahrhunderts den Namen erhalten hat, den Wilhelm mit „Das wahre Buch vom quellenden Urgrund" wiedergibt. „Was dort in dunkeln Aphorismen stammelnd ausgesprochen ist, ist hier Poesie geworden und in stilistisch fein geschliffenen Gleichnissen zur bildlichen Darstellung gebracht." Es sind die Anschauungen zweier in vieler Hinsicht grundverschiedener taoistischer Philosophen, die in dem einen Texte zusammenredigiert sind, die Lehren des Monisten oder Pantheisten Licius und (seines Zeitgenossen?) des Pessimisten und Sensualisten Yang Dschu. Wilhelms Einführung leistet dem Leser guten Dienst, indem sie ihn anleitet, das Lehrengut beider von einander zu sondern, zu sehen, wieweit ihre gemeinsamen Prämissen gehen und wie durchaus verschieden die Folgerungen sind, die von jedem daraus gezogen wurden. Daran hatte es Ernst Faber, dessen „Der Naturalismus bei den alten Chinesen" eine Uebersetzung (die erste überhaupt) desselben Werkes ist, fehlen lassen. Möchte es seinem hervorragend tüchtigen Nachfolger, der so tiefes Verständnis für das chinesische Geisteswesen bekundet, vergönnt sein, uns auch die übrigen Originalurkunden, deren Bearbeitung er sich vorgesetzt, zu erschließen! Das Verdienst, das er sich damit erwirbt, ist kein geringes.

Hans Haas

Chinesische Geister- und Liebesgeschichten. Frankfurt a. M., Rütten u. Loening 1911. 202 S. 6,50 Mk.

Zu den volkstümlichsten Hervorbringungen der chinesischen Belletristik zählt eine 16 bändige Sammlung von Erzählungen, die, um 1680 von einem gewissen P'u Sung-ling literarisch fixiert, den Titel Liao-tschai tschi-i, Seltsame Geschichten aus dem Studierzimmer „Die Zuflucht", führen. Eine reichhaltige Auswahl daraus hat der Sinologe Giles 1880 in seinen zwei Bänden Strange Stories from a Chinese Studio gegeben. In deutscher Sprache war bislang meines Wissens nur eine der etwa 400 Erzählungen zugänglich gemacht, von Grube (in seiner Geschichte der chinesischen Literatur S. 450—459). 16 weitere nicht minder charakteristische Proben teilt uns hier Martin Buber deutsch mit, unter ihnen auch einige bisher überhaupt nicht übersetzt gewesene. Manche der Geschichten, die Grube in ihrem phantastischen Charakter an E. Th. A. Hofmanns Novellen erinnerten, sind Hüllen für tiefe Wahrheiten. Alle aber bekunden — und das ist es, was sie lehrreich auch für den Religionsforscher macht — den tiefgewurzelten Glauben der Chinesen an die Existenz einer Welt der Geister und Dämonen und an deren lebhaften bald heil-, bald unheilvollen Verkehr mit der Welt der Lebenden.

Hans Haas

Der Buddhismus als indische Sekte, als Weltreligion. Von D. Edv. Lehmann, Professor der Religionsgeschichte an der Uni-

versität Berlin. Tübingen, J. C. B. Mohr 1911. 274 S. 5, gebunden 6 Mk.

1907 veröffentlichte Edvard Lehmann, damals noch Dozent in Kopenhagen, ein kleines Werk mit dem Titel Buddha, hans loere og dens goerning, von dem H. Oldenberg (Archiv f. Relw. Bd. 13, Heft 4) sagte, es führe die Sprache nicht des philologischen Detailarbeiters, sondern des mit weitem und gesundem Blick begabten Religionshistorikers, der auch in seinen Bedenken gegenüber mancher gegenwärtig eifrig verfochtenen These sein treffendes Urteil bewähre; der Verfasser sei weniger darauf gerichtet, den leisen, inkommensurablen Nuancen buddhistischen Fühlens nachzugehen, als die Gebilde, die er schildert, mit dem Maßstab frischer und freudiger Energie in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung zu bewerten. — Nichts wird das vorliegende deutsche Buch, dem jenes dänisch geschriebene zu Grunde liegt, besser empfehlen können als die Wiedergabe dieser Zensur von so kompetenter Feder. Die philologischen und ein paar stilistische Schönheitsfehlerchen, die in einer der deutschen Neubearbeitung gewidmeten sehr dankenswerten Besprechung ein anderer Indologe, Richard Garbe, in der Internationalen Wochenschrift bemängelt hat, stoßen dieses rühmende Urteil nicht um, und in einer zweiten Auflage, die dem Buche sicher sein wird, werden sie sich ja auch wohl ebensowenig perpetuieren, wie eine Anzahl störender Schreib- oder Druckfehler, die bei der Wiedergabe von Namen unterlaufen sind. Von solchen stießen mir z. B. auf einer Seite (260) nicht weniger als 5 auf: statt Ramo ließ Kamo, statt chōmel lies Chōmei, statt de Nōjōki lies das Hōjōki, statt Hinoyana lies Hinoyama. S. 252 heißt es: „die Mandschu-Dynastie, die jetzt China beherrscht . . .“ Das kann kaum gedruckt gewesen sein, als es auch schon durch den Gang der Geschichte antiquiert war.

Hans Haas

Textbuch zur Religionsgeschichte, unter Mitwirkung von H. Haas, H. Grapow, B. Landsberger, J. Pedersen, H. Oldenberg, H. Jacobi, P. Tuxen, K. Ziegler herausgegeben von D. Edv. Lehmann, Professor der Religionsgeschichte an der Universität Berlin. Leipzig, A. Deichert 1912. 372 S. 6, gebunden 7,20 Mk.

Ein Parallelwerk zu Bertholets Religionsgeschichtlichem Lesebuch liegt seit kurzem vor in einem Bande der bekannten „Sammlung Theologischer Lehrbücher“, die im A. Deichertschen Verlag erscheint. Die in dem von Professor Edv. Lehmann herausgegebenen Textbuch zur Religionsgeschichte getroffene Auswahl ist begrenzter als bei Bertholet (es kam dem Verleger darauf an, ein billiges, und dem Herausgeber, ein leicht übersichtliches Buch herzustellen), dabei aber doch auch wieder beträchtlich umfassender, insofern hier außer den Religionen der alten Chinesen und Inder, der zoroastrischen Religion und dem Islam auch noch die japanische, ägyptische, babylonisch-assyrische, griechische, römische und germanische Religion berücksichtigt sind. Auch Bertholet beabsichtigt ja, seiner Sammlung kanonischer Texte einen weiteren Band folgen zu lassen, der neben gewissen Nachträgen zu kanonischen Texten „heilige“ Texte im weiteren Sinne enthalten werde und in dem auch die Religionen zu Worte kommen sollen, die in dem erschienenen Bande nicht vertreten sind. So sehr zu wünschen ist, daß dieser Plan zur Ausführung kommt, so dankbar wird man es begrüßen, daß einstweilen das neue Werk bietet, was sein Vorläufer noch erst erwarten läßt. Was sich mehr empfiehlt, die von diesem befolgte systematische Anordnung oder die von Professor Lehmann beliebte rein historische Aufreihung der bedeutsamsten Textproben, darüber wird man geteilter Meinung sein können. Daß die einzelnen Textreihen mit einer knapp gehaltenen Beschreibung der betreffenden Religion eingeleitet und Namen wie Termini durch kurze Fußnoten erläutert sind, wird dem Verständnis dienstam sich erweisen. Ein Index fehlt. Seine Bearbeitung wäre naturgemäß ein hart Stück Arbeit. Das Heidentum im Vorwort (Z. 2) sähe ich lieber zwischen Gänsefüßchen.

Hans Haas

Kompendium der Kirchengeschichte. Von Karl Heussi. Tübingen, Mohr 1910. Zweite Auflage. 644 S. 9, gebunden 11 Mk.

Genau ein Jahr nach Abschluß der ersten ist nun die zweite Auflage des Heussischen Kompendiums erschienen. Sicherlich ein Zeichen für die Notwendigkeit eines solchen knappen Kompendiums, aber auch für die Brauchbarkeit des Buches. Dessen Vorzüge: Knappheit, Klarheit, Uebersichtlichkeit treten in den ersten Teilen der neuen Auflage noch mehr hervor, die Zeilungen gehen hier bis ins Kleinste: (z. B. paganus § 36f.). Daß die Anmerkungen zum größten Teil in den Text verarbeitet sind, unterstützt die Uebersichtlichkeit. Vom Mittelalter an finden sich wenig Aenderungen. Selbstverständlich wird die neueste Zeit nicht unbeachtet gelassen (Arthur Drews, Irrlehregesetz). Neu hinzugekommen ist ein Literaturauswahl, die auf 17 Seiten die Hauptwerke der Kirchengeschichte angibt. Ueber die Berechtigung und überhaupt die Möglichkeit einer solchen Auswahl möchte ich allerdings andrer Meinung sein. Wer nähere Literaturangaben braucht, wird doch schon von vornherein zu den größeren Werken greifen, und eine einigermaßen eingehende Literaturangabe würde das Kompendium viel zu sehr belasten.

Friedrich Theile

Das älteste germanische Christentum oder der sogenannte Arianismus der Germanen. Ein Vortrag von D. H. v. Schubert. Tübingen, Mohr 1910. 40 S. 80 Pfg.*)

Langsam gelingt es der Forschung, das Dunkel, das über den langen Jahrhunderten zwischen Völkerwanderung und Mittelalter liegt, zu erhellen. Dieser Vortrag verspricht uns, daß wir noch eine sehr anschauliche Vorstellung vom geistigen Leben der ersten germanischen Völker erhalten sollen, wie in diesen schon frühe auf dem Boden des zerfallenden Römerreichs Richtungen angestrebt wurden, die noch heute uns erfreuen. Auch uns Leute der Praxis interessiert es zu hören, wie schon Gothen und Vandalen von Mißtrauen erfüllt waren gegen die komplizierte Dogmatik der Konzilien, wie sie am einfachen Gottesglauben und der Bibel festhalten wollten. Noch interessanter ist es zu hören, wie jene Germanen die neue Religion als Volkssache auffaßten, als Etwas, das zum Volks- und Staatsleben dazugehörte. Damit bejahen sie den nationalen Staat, was das christliche Altertum nie fertig brachte und die katholische Kirche im Grunde heute noch nicht kann.

Walther Classen

*) Inzwischen erschien v. Schubert, Staat und Kirche in den arianischen Königreichen und im Reiche Chlodwigs. München, Oldenbourg 1912. 213 S. Gebunden 6 Mark.

Die Deutschen. Von Möller van den Bruck. Unsre Menschheitsgeschichte. Sechster Band: Goethe. Minden, Bruns 1907. 200 S. 3, gebunden 4 Mk.

Durchaus eigenartig wie das ganze Werk Möllers ist auch dieses Goethebuch. Er hat in den ersten 5 Bänden in kurzen Charakteristiken 5 Typen geschildert: verirrte, führende, verschwärmte, entscheidende und gestaltende Deutsche: diese Alle faßt Goethe zusammen, dessen Lebensepochen jene Typen wiederholen. Kraftvoll ist besonders die Ablehnung des antikisierenden Goethe, und großartig tritt das Dämonische in dem Wesen des Dichters und des Menschen hervor, das mir bei Bielschowski viel zu sehr herabgemildert zu sein scheint.

Max Christlieb

Wilhelm Baur, Lebenserinnerungen. Mit Einleitung und Erläuterungen von Karl Esselborn. Hessische Volksbücher, Band 10 und 11. Darmstadt, Schlapp 1911. 335 S. 2,50, geb. 2,80 Mk.

Der verstorbene Generalsuperintendent der Rheinprovinz D. Wilhelm Baur hat immer dann seine schönsten Eigenschaften entfaltet, wenn er wieder auf hessischem Boden stand, von seiner hessischen Heimat erzählte und nach seinem Hessenland im Alter sich zurücksehnte. Deshalb gewähren diese Lebenserinnerungen dem schlichten Leser eine rein menschliche Freude, weil sie mit ihrem hohen Ernst und mit ihrer tiefen Frömmigkeit dem Geschmack der Menge vielleicht fernliegen, dafür jedes Gemüt, das Sinn für Heimatliebe und Heimatstolz hat, umsomehr bereichern.

Heinrich Reuß

Emil Herrmann und die preußische Kirchenverfassung. Nach Briefen und andern meist ungedruckten Quellen von A. v. Kirchenheim, Professor der Rechte in Heidelberg. Berlin, Martin Warneck 1912. 150 S. 3,20 Mk.

Kirchenheim hat schon in früheren Schriften seiner Bewunderung für die altpreußische Kirchenverfassung und ihren Urheber Emil Herrmann starken Ausdruck gegeben. In seinem „Kirchenrecht“ hat er über Herrmann geschrieben: „Durch ihn sind die Keime der Reformation ausgestaltet, und künftige Geschlechter werden ihn neben Luther nennen.“ Da nun 1912 am 9. April gerade hundert Jahre seit Herrmanns Geburt verflossen sind, hat der Verfasser die Gelegenheit ergriffen, ein Lebensbild des von ihm verehrten Mannes zu zeichnen; und er ist dabei von der Familie mit ungedruckten Briefen und Aufzeichnungen dankenswerter Weise unterstützt worden. — Auch nachdem ich diese Schilderung gelesen habe, kann ich dem oben erwähnten Urteil über Herrmann nicht zustimmen. Aber auch wenn man solche Uebertreibung abzieht, so bleibt genug übrig, um sich an dem Manne zu freuen. Ein ausgezeichneter Gelehrter, dessen Größe freilich weniger in der Oeffnung neuer Bahnen als in einem sichern Urteil über das Erprobte und Bewährte und in der Verbindung widerstrebender Systeme lag, ein glänzender geliebter akademischer Lehrer, ein temperamentvoller, warmherziger Mensch ohne Falsch und ein überzeugter Christ. Soviel von seiner Person. Aber auch sein Lebenswerk ist bedeutend. Es ist wahr, die Stunde, da Herrmann zur Leitung der preußischen Landeskirche berufen wurde, war ausnehmend günstig, aber die Schnelligkeit, mit der er ihre Verfassung schuf und ins Leben rief, ist doch bewundernswert, und ein Zeichen von ungewöhnlicher Energie, Schwung und Geschicklichkeit. Freilich fand Herrmann dabei auch die förderlichste Unterstützung bei gleichgesinnten, ausgezeichneten Mitarbeitern, und vor allem bei dem Minister Falk. Dieser Gunst des Geschickes, die seine Berufung und sein Werk ermöglichte, steht nun zur Seite die bittre und gehässige Feindschaft, die ihn nach kurzer Frist stürzte und sein Werk in die Hände von Männern spielte, die von entgegengesetzten Intentionen geleitet waren. Unter diesen Gegnern war Kögel der klügste, geschickteste und schärfste. Er hat die Erbitterung, fast muß man sagen: den Haß gegen Falk und Herrmann bis in seine letzten Jahre festgehalten. Seine Biographie läßt keinen Zweifel darüber, daß er es war, der des alten Kaisers Vertrauen von Herrmann abwendete und ihn mit Hülfe von Manteuffel bewog, Herrmann zu entlassen. Herrmann hat unter diesem Abschied schwer gelitten, und man kann nur mit entrüsteter Teilnahme lesen, wie radikal der Oberkirchenrat und die Landeskirche der Dankespflicht gegen ihn vergaßen: der Oberkirchenrat war bei seiner Beerdigung unvertreten! — Kirchenheims Schrift zu seinem Gedächtnis erscheint in einem Zeitpunkt, wo der Zweifel stärker und stärker wird, ob das eigentümliche Verhältnis zwischen Staat und Kirche, das im Landesherrlichen Kirchenregiment seinen Ausdruck findet, auf die Dauer haltbar und ob die zwangsweise Unterwerfung aller evangelischen Gemeinden des Landes unter einerlei Gesetz, hinter dem aber doch die Staatsgewalt steht, dem modernen Rechtsempfinden entsprechend ist. Dieser Zweifel hindert uns nicht, Herrmanns Werk als einen großen Fortschritt auf dem Wege dankbar anzuerkennen, den wir Schleiermacher folgend für den richtigen halten.

E Foerster

Das kirchliche Finanzwesen in Deutschland von Adolf Fellmeth. Karlsruhe, G. Braun 1910. 210 S. 6,40 Mk.

Man kann aus diesem Buche für das Problem Kirche und Staat vielleicht mehr lernen, als aus mancher Abhandlung, die vom „Begriff“ der Kirche und vom „Beruf“ des Staates ausgeht. Das Problem Staat und Kirche ist nämlich ein Problemkoloß, und wir können in seinem Verständnis nur weiter kommen, wenn wir diesen Koloß zerschlagen und ihn in einzelne Probleme auflösen. Eins der wichtigsten ist das wirtschaftliche Problem, und auf dieses fällt aus der verdienstlichen Schrift, die mich zu diesen Worten angeregt hat, ein helles Licht.

Noch mehr: die Voraussetzung für eine Inangriffnahme des Problems Staat und Kirche ist, daß wir uns zunächst einmal über das Wesen des gegenwärtigen Zustandes klar werden. Wie wunderbar ist es doch, daß dieser Zustand, wie er in Deutschland herrscht, von den Einen als eine große Veränderung gegenüber dem Staatskirchentum der Vergangenheit, als Abgrenzung und Unterscheidung, wenn auch nicht als Trennung, von Kirche und Staat empfunden und beurteilt wird, während die Andern der Meinung sind, daß, nur in andern Formen, auch heute noch die evangelische Kirche in voller Abhängigkeit vom Staate steht, und daß sich eigentlich nur die Namen geändert haben. Und wiederum wird der Ausschlag nicht gesucht werden dürfen in begrifflichen Konstruktionen, sondern es wird untersucht werden müssen, wie weit die einzelnen kirchlichen Lebensbedingungen und Lebensäußerungen von staatlicher Hilfe und staatlicher Leitung unabhängig sind. Das Finanzwesen ist besonders geeignet, daran die Probe zu machen: Lebt die Kirche vom Staate oder verfügt sie selbständig über Einnahmen und Ausgaben?

Meines Wissens ist die Finanzwirtschaft der Kirche hier zum ersten Male zum Gegenstand einer nationalökonomischen Studie gemacht worden. Und diese Studie wird nicht die letzte sein dürfen. Denn der Verfasser hat schwer mit der Mangelhaftigkeit des Materials zu ringen gehabt. Grade bei den größten Kirchenkörpern müssen eine Menge Fragen ohne Antwort bleiben. Ueber die Höhe der Kirchensteuern im deutschen Reiche geben wertvolle Auskünfte die Anlagen zur „Denkschrift zur Begründung der Reichsfinanzreform“. Aber z. B. der Umfang des gesamten Vermögens der Kirchgemeinden spottet jeder auch nur schätzungsweisen Berechnung.

Was trotz dieses Mangels von dem Verfasser geleistet ist, verdient alles Lob. Man merkt seiner Schrift an, daß er praktische Erfahrung als badischer Kirchenfinanzbeamter mit finanzwissenschaftlicher Schulung verbindet, daß er das Detail beherrscht und doch die großen Gesichtspunkte leitend sein läßt. Er erobert einem trocknen Stoff das dankbare Interesse des Lesers. Aber vielleicht ist der Stoff gar nicht trocken, und es zeigt sich wieder einmal, daß das wirkliche Leben, wo man es packt, interessanter ist, als die Begriffe, die man davon abgezogen hat. Erich Foerster

Das preußische Feuerbestattungsrecht. Gesetz vom 14. September 1911 nebst Erläuterungen sowie Erörterung der übrigen in Betracht kommenden Gesetze und Verordnungen, bearbeitet von Ludwig Schultz. Berlin, Schriegen 1912. 97 S. Gebunden 2 Mk.

Das Buch enthält außer dem im Titel genannten Stoff auch alle kirchlichen Erlasse und Verordnungen. Bei den meisten möchte man wünschen, daß sie recht bald antiquiert würden und der Unterschied der Behandlung der Erdbestattungen und Feuerbestattungen endlich aufhörte. E Foerster

Kirchliches Handbuch für die evangelische Gemeinde mit besonderer Berücksichtigung der preußischen Landeskirche von Hermann Priebe. Berlin, Martin Warneck 1912. 359 S. Gebunden 4 Mk.

Das Buch bietet eine knappe, aber ziemlich vollständige und bis ins Einzelne gehende Uebersicht über alle tatsächlichen Verhältnisse des kirchlichen Lebens der Gegenwart. So will ich den Inhalt zusammenfassen. Also Angaben über den Bestand, die Einrichtungen und Ordnungen der preußischen Landeskirche und ergänzend auch der übrigen deutschen Landeskirchen, über das gottesdienstliche Leben und die Art und Bedeutung der kirchlichen Handlungen, Liebestätigkeit, Mission, Sekten usw. Es ist berechnet auf kirchlich interessierte und mitarbeitende Laien, will diesen Alles, was ihnen an Ausdrücken und Sachen fremdartig und unverständlich ist, kurz und erschöpfend erklären, ihnen das wichtigste Material zugänglich machen. Es läßt sich streiten, ob es wirklich nötig gewesen, auch die Bibel und die Bekenntnisschriften in das Buch einzubeziehen: das gehört wohl eigentlich nicht in eine solche Kirchenkunde. Priebe hat sich peinlich bemüht, z. B. auch bei der Charakteristik der kirchlichen Parteien und theologischen Richtungen objektiv zu bleiben. Kleine Ungenauigkeiten sind untergelaufen. Ich glaube, daß das Buch einem Bedürfnis dient. E Foerster

Die Wunder des rechten Denkens. Von Orison Swett Marden. 228 S. Gebunden 3,50 Mk.

Selbstsucht und Selbstzucht. Von demselben. 196 S. Gebunden 3,50 Mk. — Beide Bücher bei Engelhorn, Stuttgart 1911.

Also wieder zwei Uebersetzungen amerikanischer Weltbetrachtung. Als „Schatzkästlein des vernünftigen Lebens“, als „Born idealer und praktischer Lebensweisheit“ werden sie angepriesen. Und liest man drin, dann findet man allenthalben jene biederen rationalen Plattheiten vom zufriedenen Leben, von Anstand und Moral, von der gutbürgerlichen Liebe und Gerechtigkeit, gute brave Dinge, die wir alle wissen und doch nicht tun, weil sie eben viel schwerer sind als sie aussehen. Und das alles mit einer kindlich freundlichen Art vorgetragen, mit vertrauensseligem Lächeln auf den Lippen, daß doch jedes brave Menschenkind sein Lebenssüpplein so manierlich als möglich auslöffeln möchte. Warum soll man ihm dabei nicht mit freundlichem Zuspruch, mit einem Büchelchen von Ralf Waldo Trine oder Orison Swett Marden helfen?

Was hat denn eigentlich diese moralisierende Kinderliteratur auf unserem deutschen Büchermarkt zu suchen? Wer liest sie, die 200 000 Bändchen von Trine und Marden? Nicht weniger als zwölf Schriften, sechs von jedem der beiden Autoren, sind übersetzt. Also muß das Geschäft sich lohnen. Fragt man aber in der Bildungsschicht Amerikas nach Trine oder Marden, so kennt sie Niemand, oder es heißt: „Ah, Sie meinen den Popularschriftsteller! Er hat kein Ansehen in unserer Literatur!“ Ganz gewiß gibt es nun drüben Bevölkerungskreise, denen diese simple Art der Behandlung von Lebensfragen Belehrung und Hilfe gewährt. Man versteht dies in Amerika sofort, wenn man die Jugendlichkeit des Volksgeistes in Erwägung zieht. Dort tut eine Volksmasse die ersten Schritte in die Geisteswelt; aus dem dumpfen Dahinleben der Arbeiter aller Klassen erhebt sich ein Sehnen nach Denken, nach höherem Sinn des Daseins. Und da Kirche und Religion all diesen Geistesbedarf nicht decken kann und soll, so produzieren mancherlei Philosophen und Propheten eine Weltanschauung, die weniger auf Tiefe und Breite, denn auf praktische Verwendbarkeit abzielt. Das Individuum soll sie glücklich machen, wenn vielleicht auch nur durch die Suggestion der Zufriedenheit; das Leben als Ganzes denkend zu bewältigen, ist doch kein Problem des Kindes, auch nicht des jugendlichen Volkes! So hat diese Lebensweisheit die ganze harmlose, oberflächliche und kurzsichtige Art amerikanischer Popularpädagogik. Sie ist notwendig drüben: nicht schwer genug können wir uns die Aufgabe vorstellen, ein Volk geistig und moralisch zu kolonisieren. Auch diese Bücher haben da ihre verdienstliche Stelle.

Aber bei uns? bei dem alten Volk mit den mächtigen Weltanschauungstraditionen Kants, Schillers, Goethes? Kann denn ein Knabe, der in der Schule Schiller und Luther gelesen hat, als Mann Ralf Waldo Trine lesen? Das ist ja kindisch! Das ist nicht kindlich! Wer liest dieses Zeug nur bei uns? Der sozialdemokratische Arbeiter doch nicht; der ist zu weit vorgeschritten. Wie kann unser an geschichtlichen Gedanken tiefster Art genährtes Volk an geistigen Kindereien Gefallen finden! Hoffentlich stößt es diese „Lebensbücher“ bald ab und greift zu Besserem, Tieferem. Nicht daß sie unmittelbar schadeten; aber sie sind Zeitverschwendung! Und diese würde der Amerikaner nie begehen. Lernen wir das von ihm! K Bornhausen

Kleine Mitteilungen. Von Wilhelmine Funke ist im vorigen Jahr ein Band „Gedichte“ erschienen, bei Fritz Eckardt in Leipzig. 161 S. 2, gebunden 3,50 Mk. Vgl. 1911 Nr. 51.

Nithack-Stahn „Das Christusdrama“ ist zu haben bei W. Borngräber, Berlin. 152 S. 3, gebunden 4 Mk.

Junge Männer nach **Oesterreich!** Den Appell im Anzeigenteil wollen unsre Kandidaten und Studenten nicht übersehen. Die Arbeit dort muß doch in Gottes Namen getan werden.

Es ist Ferienzeit jetzt. Auch der Oberkirchenrat in Berlin wird Ferien machen. Ich weiß es nicht, aber ich nehme es an, und ich gönne es ihm. Denn er hat schwere Zeit. Aber so scheint nur wenig Hoffnung, daß der **Fall Traub** noch vor den Ferien erledigt wird. Es scheint, daß wir uns bis zum Herbst gedulden müssen. Oder bis zum Winter, ich weiß es nicht. Ich bezweifle auch nicht, daß es seine Gründe hat: welche, ich weiß ich nicht. Ich kann mich auch gedulden, gerne. Aber für den Mann selbst, für seine Familie, für seine Freunde, für seine Gemeinde denke ich es mir schwer sich zu gedulden. Wäre denn in solchen Fällen nicht ein rascherer Geschäftsgang möglich? Muß wohl die ganze Untersuchung wiederholt werden? Davon merkt man aber nichts. So mutet diese Hinzögerung an wie eine moderne Folter. Hoffentlich halten Traubs Nerven sie aus. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Freunde der Christlichen Welt

2.—4. Oktober Eisenach Fürstenhof

Mittwoch 2. Oktober Abends 1/2 6 Uhr: **Die Bedeutung der Theologie für die Religion.** Harnack.

Donnerstag 3. Oktober Vormittags 10 Uhr: **Religion und Religionen.** Otto.

Vertrauliche Verhandlungen. Gäste willkommen.

Dienstag Nachmittag 1/2 5 findet die Generalversammlung des Vereins „Notwendiges Liebeswerk“ statt. Donnerstag Abend und Freitag Vormittag die ordentliche Mitgliederversammlung der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt“.

Im Fürstenhof stehen 75—90 Betten zur Verfügung zum Preise von 2 und 2,50 und 3 Mark. Vorauszubestellen unter Angabe des Preises.

Altona. Montag 5. August 4 Uhr im Kaiserhof: Die Frauenfrage. Pastor Engelke in Quickborn.

Pfarrstelle

Gesuche um das am 1. November d. J. zu besetzende **Diakonat** an der hiesigen Stadtkirche (II. Gehaltsklasse) erbittet unter Beifügung der nötigen Zeugnisse bis den 15. August d. J.

der Stadtrat zu Adorf in Sachsen

Versammlungskalender

5.—8. August	Deutsche Christliche Studenten-Konferenz	Wernigerode
5.—17. „	Ferienkursus	Jena
7.—14. „	Kursus des Keplerbundes	Godesberg
22.—27. „	Internationaler Kongreß für moralische Erziehung	Haag
23. Aug.—2. Sept.	Ausstellung für Friedhofskunst	Halle
8.—9. September	Internationaler Heimarbeit-Kongreß	Zürich
9.—13. „	Internationaler Kongreß für Religionsgeschichte	Leiden
23.—26. „	Allgemeiner Ev.-Protestantischer Missionsverein	Gummersbach
24.—26. „	Gustav-Adolf-Verein	Posen

Junge Mädchen, die **Haushaltung** erlernen wollen, auch schulpflichtige Mädchen, Waisen und Halbwaisen, finden gute Aufnahme in christlichem Hause. Auf Wunsch Französisch, Englisch, Musik (geprüfte Lehrerin!). Nähere Auskunft erteilt Frau **Amalie Herpel, Auerbach** a. d. Bergstraße (Hessen).

Venedig Christ. Hospiz. Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Für junges Mädchen, Braut, wird für etwa ein halbes Jahr Aufnahme gesucht in ein vornehmes Haus, wo es die für seinen künftigen Lebenskreis nötige gesellschaftliche Bildung und Gewandtheit erlernen kann. Da das junge Mädchen tüchtig, liebenswürdig, von zuverlässigem Charakter ist, kann sie der Dame des Hauses eine Stütze sein. Pension kann event. gezahlt werden.

Anfragen unter B N an den Verlag erbeten.

Sola fide

Allein durch den Glauben!

Ein evang. Zeugnis in den Tagen des Streits

Von

D. Fr. Lahusen

7. Taus. 20 Pfg. excl. Porto

Berlin W. 9, Martin Warneck

Universität Jena

Vorlesungsverzeichnis versendet kostenlos

Universitätsamt

Jugendheim Charlottenburg

Goethestraße 22

Sozialpädagogisches Seminar zur Ausbildung von Schulpflegerinnen, Hortleiterinnen und Hortnerinnen sowie zur freiwilligen Hilfsarbeit.

Praktische und theoretische Kurse. Dauer 1—2½ Jahre. Schulgeld 180 Mk. jährlich. Pension im Hause von 900 Mk. an —1500 Mk. jährlich. Anmeldungen und Prospekte bei **Fräulein Anna von Gierke, Charlottenburg**, Carmerstraße 12.

Aufruf

Mehr Arbeiter in die Ernte! Diesen Ruf müssen wir im Ausblick auf das große Arbeitsfeld in Deutsch-Oesterreich erheben. Viele Vikariate haben nicht besetzt werden können, weil es an Bewerbern fehlt. Wir wenden uns an die Hochherzigkeit der deutschen Predigtamtskandidaten: nehmt das große Liebeswerk auf Euer Gewissen, fragt Euch, ob Ihr nach Prüfung Eurer persönlichen Verhältnisse und Eurer Eigenart nicht die Freudigkeit gewinnen könnt, in die schwere, aber auch erhebende Arbeit zu treten!

Meldungen nimmt der Unterzeichnete entgegen.

Kriebitzsch S. A.

Der Zentralausschuß für die Förderung der evangelischen Kirche in Oesterreich

Kirchenrat Eckardt

Ueber monistische Ethik

Eine Abwehr

Vortrag vor der Friedrichrodaer evangelischen Gemeinde gehalten am 22. März 1912

von

G. Fraedrich

56 Seiten. Preis 80 Pfg. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder nach Einsendung von 90 Pfg. direkt vom

Verlag der Christlichen Welt, Marburg a. d. L.

Pfarrstelle

Zum 1. Oktober 1912 ist die Pfarrstelle zu **Friedersdorf a. d. L.** — Gehaltsklasse I — (2400 Mk. Grundgehalt) — durch Pensionierung des bisherigen Inhabers anderweit zu besetzen. Bewerbungsgesuche nebst Lebenslauf und Zeugnissen sind bis zum 10. August cr. an uns einzureichen.

Görlitz, den 20. Juli 1912

Der Magistrat

22. allgemeine Deutsche Christliche Studenten-Konferenz

zu Wernigerode am Harz

Montag, den 5. August: Abends 8½ Uhr Eröffnungsversammlung.
Dienstag, den 6. August: Morgens 9 Uhr Morgenandacht — 9½ Uhr Vortrag des Herrn Professor Dr. L. v. Schroeder-Wien: „Das Rufen Gottes". — Abends 8 Uhr Vortrag des Herrn Pfarrer D. Richter-Schwanebeck: „Was erwarten wir von der studentischen Missionsbewegung?"
Mittwoch, den 7. August: Morgens 9 Uhr Morgenandacht. — 9½ Uhr Vortrag Seiner Exzellenz des Herrn Oberkonsistorialpräsidenten D. Dr. von Bezzel-München: „Sünde und Gnade".
Donnerstag, den 8. August: Morgens 9 Uhr Morgenandacht. — 9½ Uhr: Vortrag des Herrn Pfarrer Zöckler-Stanislau: „Im Dienste Gottes". — 4 Uhr Schlußversammlung.

Das Meadville Theologische Seminar

Meadville, Pa. U. S. A.

Günstige Vorbereitungsstätte für das moderne Pfarramt. Keine konfessionellen Bedingungen. Lehrplan nach Muster der deutschen theologischen Fakultäten umfaßt: Theologie, Philosophie, Soziologie, Kirchengeschichte, Altes und Neues Testament, Vergleichende Religionsgeschichte und andere Zweige der theologischen Wissenschaft. Spezieller Lehrstuhl im Deutschen für Homiletik und praktische Theologie. Deutsche Studenten stets willkommen. Genauere Auskunft erteilt

Prof. Carl F. Greve, Meadville, Pa., U. S. A.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Theologische Arbeiten

aus dem

rheinischen wissenschaftlichen Prediger-Verein

In Gemeinschaft mit den übrigen Vorstandsmitgliedern

Präses D. Hackenberg, Pfarrer D. Hafner, Geh. Konsistorialrat Lic. Mettgenberg, Pfarrer Pfender, Pfarrer Theile und Superintendent Zurhellen

herausgegeben von

Professor D. **Simons**

Neue Folge

Dreizehntes Heft

Mit 8 Abbildungen

Mk. 7.—

Als Sonderabdrucke aus diesem Heft sind erschienen:

Die religiösen Grundlagen des christlichen sittlichen Lebens

Von

Friedrich Sieffert †

Mit Gedenkblatt: Friedrich Sieffert von O. Ritschl

Mk. 1.—

Geschichte, Idee und Symbol in der christlichen Religion

Von

Walther Wolff

Mk. 1.—

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Der Postauflage dieser Nummer liegt ein Prospekt bei von A Ziemsen Verlag in Wittenberg über die Monatsschrift „Die Kirche" und über die „Bücher der Kirche"